Das Paradies der Frauen.

Von

Paul Féval.

Aus dem Französischen übersetzt

von

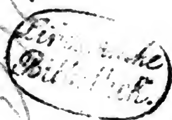
Dr. G. F. W. Rödiger.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1854.

Hartleben's Verlags-Expedition.







Erstes Buch.
Das Drehfeuer.

I.
Das Cap Frehel.

Das Cap Frehel ragt zwischen der Bucht Malouine und der Bai von Saint-Brieuc in das Meer hinein. Es ist die äußerste Spitze des Departements der Nordküste. Man sieht es schon aus weiter Ferne mit seinem hohen, steilen Felsen und mit seinem Leuchtthurm, dessen rothes Licht vom Abend bis zum Morgen glänzt und von Zeit zu Zeit einige Augenblicke verschwindet. *) Der Leuchtthurm wird zuweilen von wandernden Engländerinnen besucht. Die Bauern von Plouesnon erkennen sie an ihren grauen und blauen Tartankleidern, an ihren Strohhüten, die selbst im Winter

*) In vielen Leuchtthürmen wird nemlich das Lampensystem durch ein Uhrwerk im Kreise bewegt, so daß das Licht abwechselnd dem Meere und der Landseite zugewandt ist. Dies ist das sogenannte Drehfeuer (feu tournant; revolving light). Anm. des Uebers.

keine Ferien haben, und an dem unvermeidlichen grünen Schleier. Außer den Engländerinnen sind auf der öden, sonnenverbrannten Haide sehr wenig wandernde Menschenkinder zu sehen. Bei dem Vorgebirge hat die Welt ein Ende. Auf der Felsenküste sieht man gemeiniglich nur schwermüthige Zollwächter, viele Elstern, Schaaren von Hähern und den »Monteur« von Frehel.

Der Monteur ist ein armer Teufel, der unten an der Küste einen lebensmüden Gaul grasen läßt. Der Gaul muß die Engländerinnen von einem gewissen Alter, welche die Anhöhe nicht zu Fuß erklimmen können, zum Leuchtthurm hinauf hissen. Der Herr des Pferdes ist ein Bild des Elends und gibt kein günstiges Zeugniß von der Freigebigkeit der alternden Engländerinnen.

Zwischen dem Marktflecken Plouesnon und Saint-Jacut-de-la-Mer ist die Armuth des »Monteur« sprichwörtlich, wie der Reichthum des Schäfers von Tréguz und das Glück, das den unter der großen Eiche zu Saint-Cast aufgefundenen Findelkindern überall folgt.

Der auf der äußersten Spitze des Vorgebirges stehende Leuchtthurm ist ein massives Gebäude mit einer Bogenthür. Man sagt den Engländerinnen, der Bau stamme aus der romanischen Zeit; die Engländerinnen schreiben es gewissenhaft in ihr Notizenbuch. Es ist vielleicht wahr. Auf dem alten Mauerwerk steht ein Thurm aus neuerer Zeit, auf dessen Spitze der Mechanismus des Drehfeuers angebracht ist.

In der Nacht leuchtet das Feuer bald weit über das Meer hinaus, um den verirrten Schiffen die Gefahren der an Unglücksfällen so reichen Küste zu zeigen, bald wirft es seinen grellen rothen Schein über das Land und setzt den langen Schatten der Bäume in Bewegung.

Von der Spitze des Thurmes hat man eine unendlich weite Aussicht. Auf der Landseite umfaßt der Blick die ganze Strecke zwischen der Stadt Matignon bis zu den Hochwäldern von Placoet und zu den blauen Bergen, die jenseits Lamballe den Gesichtskreis schließen; er entdeckt zwanzig Kirchthürme, die theils bescheiden aus dem Thale hervorlugen, theils stolz auf den Höhen sich erheben; im Vordergrunde Plouesnon, Phéhérel, Plurien, Saint-Dénoual, Pléboul, Saint-Cast, Saint-Alban und Pléneuf, den schönsten Marktflecken des Departements der Nordküste; weiterhin Pluduno, Erqui, Saint-Lormel; kahle und dürre Haidestrecken, in der Entfernung grauen Filzteppichen ähnlich, an den Flüssen üppige, wohlbebaute Fluren, schöne Schlösser mit Alleen von Linden- und Kastanienbäumen, und eine Menge Windmühlen die sich bei jedem Windstoß drehen.

Gegen Westen sieht man die Bucht von Saint-Brieuc, wo die Niederbretagne beginnt; Binic, die Hafenstation der Zollwächter, Etables, Plouha, und bei hellem Wetter die Insel Bréhat, jenseits Paimpol, wo schon das alte Galische gesprochen wird; gegen Osten die Insel Hagot, Césambre, nach dem Sieger von Pharsalus benannt und Myriaden von Kaninchen in seinen Felsenklüften bergend; la Conchée, das Felsenriff, welches Saint-Malo wie ein vorgeschobener Posten bewacht; die beiden Be, auf deren einem sich das Grab Châteaubriand's befindet, dann die felsige Küste, hinter welcher die berühmten Austernbänke von Cancale sind. Gegen Norden endlich ist das offene Meer, dessen Wellen zweihundert Fuß unterhalb des Leuchtthurmes an die abschüssige Küste schlagen.

Eine Viertelstunde von dem Thurme, hinter einer tiefen Schlucht wird das Land bewaldet; knorrige Eichen

wechseln ab mit Obstgärten und riesigen Kastanienbäumen. Die Felder liefern einen geringen Ertrag, aber die Weide ist vortrefflich. Dort liegt Tréguz. Dieser kleine Ort hat ein halbes Dutzend Feuerstellen und eine Schäferei, die zum Schlosse Maurepar gehört. Der Platz des Schafmeisters wird sehr gesucht, weil die Schäfer zu Tréguz von den Bewohnern der Umgegend für Glückskinder gehalten werden. Sie sollen alle in kurzer Zeit reich geworden seyn, daher sagt das Sprichwort:

»Y sont les pâtours du Tréguz
Qu' à plein bissac ont les écus.

Sie bleiben nie lange auf der Schäferei. Eines schönen Morgens hört man sagen: der Schafmeister von Tréguz ist fort. Niemand wundert sich darüber; man findet es ganz natürlich, er hat ja sein Glück gemacht. Wohin er gegangen ist? Das ist ganz gleichgiltig; dem Schäfer von Tréguz folgt ja das Glück, wohin er sich auch wende. Viele kommen nicht wieder, wahrscheinlich weil es ihnen anderswo besser gefällt; diese hält man für steinreich; die Andern, die über kurz oder lang in ihre Heimat zurückkehren, kaufen sich Aecker und kommen gemeiniglich zu großem Ansehen.

Dies Alles ist ebenso bekannt wie das Glück der »Mädchen von der großen Eiche.« So nennt man die an der Ecke des Friedhofes zu Saint-Cast unter einer Eiche ausgesetzten neugebornen Mädchen. Diese sind zum Glück geboren; sie haben trotz des Makels ihrer unehelichen Geburt unter den jungen Männern zu wählen; sie sind ohne Ausnahme schön und klug, und wehe dem Manne, der ein solches Glückskind heirathet und Herr in seinem Hause seyn will!

Die Berühmtheit der großen Eiche von Saint-Cast hat einen merkwürdigen Ursprung, der das Volksleben in der

Bretagne charakterisirt. Die Mädchen sündigen hier zu Lande, wie überall, aber sie wissen ihren Fehltritt besser abzubüßen, als anderswo. Ihre Unwissenheit, verbunden mit der ihnen angebornen Entschlossenheit, treibt sie zum Selbstmord, den sie als eine Sühne betrachten. Wie eindringlich ihnen der Geistliche auch vorstellt, daß der Selbstmord ein großes und nicht wieder gut zu machendes Verbrechen sey, sie gehen stolz und düster ans Meer, lassen Schuhe, Halstuch und sonstige Habseligkeiten auf der Küste zurück und stürzen sich entschlossen in die Wogen.

Es kommt uns nicht zu, mit Gott zu rechten über seinen Zorn und seine Barmherzigkeit; aber welcher Mensch könnte diesen Opfern eines unseligen Vorurtheils Verzeihung und Mitleid versagen? In gewissen Gegenden der Bretagne geht man noch weiter; man geht zu weit. So lange die Sünderin lebt, verfolgt man sie mit schonungsloser Verachtung, hat sie hingegen in den Wellen den Tod gefunden, wird sie ein Gegenstand der Verehrung.

An der großen Eiche zu Saint-Cast ist eine Nische mit einem Muttergottesbilde. Hier pflegten die gefallenen Mädchen ihre Kinder niederzulegen, wenn sie entschlossen waren zu sterben. Die Wahl dieses geweihten Ortes war ein stilles, feierliches Versprechen, das nie gebrochen wurde. Kein Kind, das unter der großen Eiche niedergelegt wurde, hat je das Gesicht seiner Mutter gesehen.

Das Opfer trug seine Früchte. Die Menschen nahmen das Töchterlein der Märtyrin unter ihren Schutz. Der Brauch war so alt wie die Eiche, und kam nach und nach sogar etwas in Abnahme; aber die Sage, welche die Gewohnheiten überlebte, erinnerte unaufhörlich an das Glück, das alle diese Findelkinder auf ihrem Lebenswege gefunden hatten.

Neugeborne Kinder männlichen Geschlechts wurden aus unbekannten Gründen nie unter der großen Eiche zu Saint-Cast ausgesetzt. Die Knaben konnten Schäfer zu Tréguz werden.

Im Jahre 1835 war zu Tréguz ein Schafmeister Namens Sulpice, der kaum dem Knabenalter entwachsen war, und dessen Vater seinen Dienst längst verlassen hatte, um sein Glück auf dem Meere zu suchen. Wer den kleinen Menschen mit sinnender Miene und gesenktem Kopf hinter seinen Schafen her gehen sah, pflegte zu sagen: »Er bekommt auch schon Lust, in die weite Welt zu gehen; er wird nicht lange hier bleiben.«

Der »Monteur« von Frehel hieß Toto Gicquel. Er hatte lange, spindeldürre Beine, die einen zu kurzen Rumpf trugen, ein mageres, leidendes Gesicht, das von den platt herabhängenden Haaren halb bedeckt war. Er war ein gutmüthiger Mensch, stets heiter und guter Dinge, obgleich er nicht alle Tage zu essen hatte.

Zu jener Zeit war dort eine Waise, die einst unter der großen Eiche aufgefunden worden war und das Alter erreicht hatte, in welchem Ihresgleichen ihr Glück zu machen pflegen. Für ein Findelkind hatte sie einen sonderbaren Namen: sie hieß Asträa. Diesen Namen hatte sie von einer alten Marquise erhalten, die das Kind aus der Taufe gehoben hatte. Die Landleute auf dem Cap Frehel pflegten sie die »Morgatte« zu nennen.

Wir sind unsern Lesern über die Bedeutung dieses Wortes eine Erklärung schuldig. In der Tiefe des Meeres leben gar seltsame Thiere, welche die Grenzen der abenteuerlichsten Phantasie zu überschreiten scheinen. Unter diesen Geschöpfen ist die Morgatte gewiß eines der sonderbarsten.

Man denke sich eine riesenhafte Spinne, einen lebenden Stern mit sechs Armen oder Beinen, die sich mittelst starker Luftentziehungsapparate an jedem Gegenstande, den sie berühren, festsetzen können. Die Morgatte wendet dabei dasselbe Verfahren an, wie der »Fliegenmensch,« der im Hippodrom am Plafond umherspazirt.

Die Morgatte streckt drei ihrer Beine auf's Gerathewohl aus und hält ein oder mehre ihrer Saugwerkzeuge an den Felsen oder an sonst einen Gegenstand, der ihr eben in den Wurf kommt; der klebrige Fuß bleibt hangen; so rückt sie weiter fort und streckt, einen Burzelbaum machend, ihre drei andern kautschukartigen Beine aus.

Die Morgatte soll sich zuweilen an den Beinen des Schwimmers festklammern. Dann ist er in der größten Gefahr. Wenn die Morgatte mit allen ihren Saugapparaten an einem festen, ebenen Gegenstande festsitzt, kann man sie wohl tödten, aber nicht losmachen.

Wenn man eine getödtete Morgatte zergliedert, findet man im Mittelpunkte dieser gallertartigen Masse, im Innern des Magens, einen abschreckend häßlichen Kopf, den sie im Leben nie zeigt. Dieser Kopf hat kleine, halb geschlossene Augen und einen großen gekrümmten Papageienschnabel.

Die Bauern am Cap Frehel hatten wahrscheinlich ihre Gründe, dem schönsten Mädchen der Umgegend den Namen dieses Meerungethüms zu geben.

Im Anfange des Jahres 1835 war Asträa, die Tochter der »großen Eiche,« noch nichts als Kammerjungfer bei ihrer Taufpathe, Anna Marie Rostan, verwitweten Marquise von Maurepar. Die See-Morgatte soll zuweilen wochenlang fasten; sie weiß mit großer Geduld und Ausdauer

zu warten. Wenn sie ihre Beute mit einem ihrer Saugwerkzeuge berührt, so ist an kein Entkommen zu denken. Asträa wartete.

Am 6. März jenes Jahres, gegen fünf Uhr Nachmittags, zog die Schafheerde von Tréguz in Begleitung des Wolfshundes Randonneau über die Haide. Die Schafe sind von der Jersey-Rasse; die Mutterschafe sind hochbeinig und haben die Farbe von rohem Unschlitt; die Widder kurz, fast alle schwarz, mit großen gewundenen Hörnern; die Lämmer sind schneeweiß, sehr zahm und zutraulich, gut für die Schur, noch besser für den Tisch, denn sie liefern die berühmten Keulen, welche die Feinschmecker unter dem Namen »pré-salé« sehr hoch schätzen.

Die große stattliche Heerde zog langsam über die Haide; in der Ferne hätte man sie für ein sich bewegendes und seine Gestalt veränderndes Stück Land halten können. Der kleine Sulpice schlenderte, mit einem großen Buch in der Hand, hinten nach. Während der Heerführer studirte, commandirte der Adjutant Randonneau die Armee, und Gott weiß wie viele unnütze Wendungen und Schwenkungen die Soldaten machen mußten! Der diensteifrige Schäferhund galoppirte keuchend auf und ab, trieb die Nachzügler zur Eile an, jagte die Stolzen, die den Vortrab bilden wollten, in Reihe und Glied zurück, und bellte die Lüsternen, die sich durch einen appetitlichen Grasbüschel anlocken ließen, in furchtbarer Weise an. Er ließ keine Ruhe. Der Schäferhund ist das Urbild des vom Teufel geplagten Untergebenen.

Sulpice war ein schöner Knabe und für sein Alter — er zählte kaum vierzehn Jahre — sehr groß. Seine Haltung hatte eine gewisse nachlässige Anmuth. Sein Lockenkopf war gewöhnlich gesenkt, die wollene Mütze nachlässig auf ein Ohr

oder in den Nacken gedrückt. Statt des Hirtenstabes trug er einen keulenförmigen Stock.

Er pfiff. Randonneau trabte in demüthiger Haltung herbei.

»Laß sie ein Weilchen grasen,« sagte der Schäfer, wie mit einem menschlichen Wesen sprechend; »ich will aus meinem Buche herauslesen, ob Madame Madeleine ein Mädchen oder einen Knaben bekommen wird.«

Randonneau hatte gegen diese sonderbare Grille nichts einzuwenden. Er legte sich im vollen Schweiß auf das feuchte Haidekraut. — Es ist nicht zu verwundern, wenn die alten Hunde vom Rheumatismus geplagt werden! — Sulpice setzte sich. Die Schafe zerstreuten sich.

Sulcipe stellte den Rücken seines dicken Buches auf die Erde, und stach mit der Klinge seines am Knopfloch hangenden Messers in die zusammengehaltenen Blätter. Das alte Buch war ein abgenutzter Band der »Maison rustique,« in welchem Sulpice lesen lernte.

»Jetzt will ich sehen, welche Seite gewinnt,« setzte er, das Buch aufschlagend, hinzu; »rechts für den Knaben, links für das Mädchen.«

Zwei Fußpfade kreuzten sich an der Stelle, wo er saß: der eine kam von Tréguz, der andere führte in den Wald, hinter welchem gegen Westen das große Schloß Maurepar stand. Auf dem ersten Wege erschien der Postbote in seiner blauen Blouse, die mit einem ledernen Gürtel befestigt war; zugleich erschien ein junges Mädchen, das keineswegs wie die Bäuerinnen gekleidet war, am Saume des Waldes.

Sulpice sah weder den Postboten noch das junge Mädchen.

Er sprang voll Freude auf, ohne das alte ehrwür-

dige Buch zu beachten, das dem Hunde zwischen die Pfoten fiel.

Randonneau sprang ebenfalls auf. Die Schafe liefen durcheinander und steckten die Köpfe zusammen.

»Die rechte Seite gewinnt!« sagte Sulpice frohlockend: »ein C gegen ein L! Madame Madeleine bekommt einen Knaben! Wie hübsch wird sich Irene an der Wiege ihres Brüderleins ausnehmen!«

»Heda! Kleiner,« rief der Postbote; »bist Du der Schäfer von Tréguz?«

»Ja,« antwortete Sulpice zerstreut.

Sulpice hatte nie einen Brief bekommen. Er hatte so eben das junge Mädchen bemerkt, das langsam über die Haide kam. Dies interessirte ihn weit mehr.

»Mamsell Victoria!« sagte er für sich »Ach Gott! wie hat sie sich seit Weihnachten verändert!«

Der Postbote trat näher. Der Hund knurrte.

»Ruhig, Randonneau!« gebot Sulpice.

»Was wollt Ihr von dem Schäfer von Tréguz?« setzte er laut hinzu.

»Ich will, daß er zum Teufel gehe! Ich habe ihn seit einer Stunde gesucht, und bin gelaufen wie ein Windhund.«

Der Postbote konnte immerhin bramarbasiren. Sulpice war sanft und gelassen wie seine Lämmer; aber es fehlte ihm keineswegs an Muth. Im letzten Winter war aus dem Walde von Plancoet ein Wolf herüber gekommen. Der Knabe hatte gehört, man könne den Wolf fangen, wenn man ihm ein spitzes, dolchartiges Holz in den offenen Rachen stößt. Bevor der Wolf beißen kann, richtet man das spitze Holz in seinem Schlunde auf, und je mehr er sich

Mühe gibt zu beißen, desto tiefer dringt die doppelte Spitze ein.

Dies ist eine Titanenjagd, zu der wir unsere Leser keineswegs einladen. Sulpice schnitzte sich aus sehr hartem Holz einen solchen Dolch mit zwei Spitzen. Er sagte Niemanden ein Wort davon. Vor Tagesanbruch band er seinen Hund fest und nahm ein Lamm an den Riemen, um den im Dickicht lauernden Wolf aufzusuchen. Den Wolf mochte wohl das Maul wässern, als er Sulpice und das Lamm kommen sah. Aber welch ein Frühstück bescherte ihm der Gott der Wölfe! Sulpice erzählte später, der Wolf habe ihn bei dem ersten Anlauf zu Boden geworfen. Aber der Knabe verlor die Fassung nicht. Er stieß das an beiden Enden zugespitzte Holz in den weiten Rachen des Ungethüms. Im ersten Augenblicke fürchtete er, den kleinen Spieß zu kurz geschnitten zu haben, so weit that sich der Rachen auf.

Aber der hölzerne Dolch hatte die gehörige Länge, und Sulpice fing an zu lachen, als er den Wolf aufgespießt sah. Der große Rostan, Neffe der verwitweten Marquise von Maurepar, hatte Lust zu dem Wolf; Sulpice gab ihm das gefangene Thier mit Vergnügen, weil Rostan der Gemal der Madame Magdalena und Vater der kleinen Irene war.

Wir werden sehen, wie von Herzen gut Sulpice der ganzen Familie war: der kleinen Irene und ihrer Mutter, der schönen Madame Madeleine und der hübschen Victoria, die eben vom Herrenhause kam und der Küste zu ging.

Der Postbote warf ihm den Brief zu wie einem Hunde. Sulpice nahm den Brief ganz geduldig vom Boden auf und dankte dem Boten.

Ein Krug Cider wäre dem letztern lieber gewesen, als der Dank. Er lüftete seinen mit Wachstuch überzogenen

Hut, als er vor dem Fräulein vorüber ging, und sagte zu ihr:

»Ich habe im Hause einen Brief abgegeben.«

Victoria antwortete nichts. Es ging ihr wie Sulpice; sie hatte nie einen Brief bekommen, es fiel ihr daher auch gar nicht ein zu fragen, ob der Brief an sie sey.

Sulpice eilte ihr mit seinem treuen Begleiter entgegen.

»Madame Madeleine wird ein schönes Knäblein bekommen,« rief er ihr von weitem zu. »Ich hab's aus meinem Buche heraus gelesen. Ich werde es ihr diesen Abend sagen, wenn ich die kleine Irene in den Schlaf wiege . . . Sie entfernen sich ja sehr weit vom Hause, liebe Demoiselle Victoria; Sie befinden sich also besser?«

Die Wohnung des großen Rostan und seiner Familie hieß in der Umgebung das »Haus,« zum Unterschiede von dem Schlosse.

Victoria küßte den vor Freude erröthenden Schäfer auf die Stirn.

»Freund Sulpice,« sagte sie mit gezwungenem Lächeln, »Du hast Recht, ich fühle mich stärker.«

Sulpice betrachtete seinen Brief. Er bemerkte nicht, daß das Fräulein Thränen in den Augen hatte.

»Sie können Geschriebenes lesen, Mamsell Victoria,« erwiederte er; »steht wirklich mein Name auf dem Briefe?«

»Monsieur Sulpice, Schäfer in Tréguz,« las Victoria, deren Wangen leicht errötheten.

»Es ist die Hand deines Vaters,« setzte sie hinzu; »soll ich Dir den Brief vorlesen?«

Ihre Stimme zitterte.

»Er wird vielleicht mit dem jungen Marquis zurückkommen!« rief Sulpice, vor Freude hüpfend.

Victoria legte die Hand auf's Herz. Sie erbrach zögernd den Brief und las:

»Mein liebes Söhnlein!

»Mit Gegenwärtigem zeige ich Dir meine bevorstehende Ankunft an. Ich wünsche Dich eben so gesund zu finden, wie ich selbst bin. Ich werde spätestens am 5. oder 6. in Tréguz seyn. Ich schreibe zugleich an die Herrschaft; die Nachrichten sind nicht gut. Dein Vater, der Dich herzlich lieb hat.

»Patron Sulpice.

»Olonne, 1. März 1835.«

Victoria war leichenblaß. Sie ließ den Brief fallen.

»Er schreibt kein Wort von dem jungen Marquis Anton!« sagte Sulpice.

»Nein,« erwiederte Victoria zerstreut, »kein Wort von Anton.«

Sulpice nahm den Brief auf und drückte ihn an seine Lippen.

»Ich bin ein Mann,« sagte er, »denn mein Vater schreibt ja an mich! . . . Ich weiß nicht wie Andere gegen ihre Väter gesinnt sind; ich bin ja immer allein auf der Haide oder in der Schäferei, ich kann nur mit mir selbst reden. Ich denke unaufhörlich an die, denen ich gut bin; vor Allen an meinen Vater. Ach! er ist ein guter, braver Mann! Einmal sagte er zu mir: für meinen jungen Herrn würde ich mit Freuden das Leben lassen. Wenn ich sterben sollte, so vergiß nicht: das Blut der Familie Sulpice gehört dem jungen Marquis Rostan von Maurepar . . .«

Victoria reichte dem Knaben ihre kalte Hand, die er mit tiefinnigem Gefühl an seine Lippen zog.

»Warten Sie nur!« setzte er anmuthig lächelnd, aber zugleich mit dem Ausdrucke der Entschlossenheit hinzu: »dem jungen Marquis und den beiden Töchtern des Grafen!«

Madeleine und Victoria waren die Töchter des Grafen Rostan du Bosq.

»Wie gern gehorche ich meinem Vater!« fuhr Sulpice fort, »die Ermahnung war überflüssig, ich würde jeden Augenblick bereit seyn, für Sie mein Leben zu lassen!«

Das Meer ging sehr hoch. Die Tag- und Nachtgleiche bringt gemeiniglich, zumal im Frühjahr, heftige Stürme. Die vom Winde getriebenen Wolken verbargen die untergehende Sonne.

Sulpice kehrte in tiefen Gedanken nach Tréguz zurück, während der Minister Randonneau, durch eine halbstündige Ruhe gestärkt, sein Völklein Schafe wieder tüchtig tyrannisirte. Victoria Rostan ging in entgegengesetzter Richtung über die Haide, dem Meere zu, wo Wind und Wellen um die Wette tobten. Sie hatte ihrem kleinen Freunde Sulpice gesagt: »Ich gehe nach Saint-Cast zu dem Pfarrer, der mein Beichtvater ist.«

Sie hatte gelogen. Sie sollte Abends freilich noch hinüber nach Saint-Cast gehen, aber das arme Mädchen wußte es noch nicht.

Victoria war noch bläßer, als in dem Augenblicke, wo der Schäfer sie bemerkt hatte; sie schien außerordentlich zu leiden. Ihr Gang wurde jeden Augenblick langsamer.

Ihre blonden Locken flatterten im Winde. Wer sie in der Nähe betrachtet hätte, würde in ihren starren, trockenen Augen eine Art Geistesverwirrung bemerkt haben.

»Nein!« lispelte sie, ohne zu wissen, daß sie sprach, »der Patron Sulpice schreibt in seinem Briefe kein Wort von Anton! Warum?«

Ein Schauder durchbebte sie, und sie schüttelte plötzlich den Kopf, als ob sie einen sich aufdrängenden Gedanken verscheuchen wollte. Aber es war vergebens; sie wiederholte unwillkürlich die letzten Worte des Briefes:

»Die Nachrichten sind nicht gut.«

Sie ging, ohne sich aufzuhalten, an dem Leuchtthurme vorüber und schlug einen zum Strande hinab führenden Fußpfad ein. So oft als sie auf dem sich schlängelnden Wege das Meer erblickte, warf sie einen langen Blick auf die weite, unabsehbare Wasserfläche und seufzte tief auf. Zuweilen breitete sie die Arme aus, und ihren blassen Lippen entschlüpften Worte ohne Sinn und Zusammenhang.

»Es sind Monate verflossen und er ist nicht wieder gekommen!... Das Kind wird erfrieren... Heilige Jungfrau, erbarme Dich einer armen Verlassenen... Anton, mein Geliebter, Du wirst wieder kommen, denn Du hast mir's versprochen!... Aber wenn Du zu lange ausbleibst, wirst Du zwei Leichen finden: deine Tochter und dein Weib.«

Sie hielt inne und stützte sich mit beiden Händen auf den Felsenrand, um wieder das brausende Meer zu betrachten, dessen Wogen sich unter dem Leuchtthurm schäumend brachen.

»Sein Weib,« wiederholte sie. »Ach! wenn ich sein Weib wäre, so würde ich warten, und meine Tochter würde im Hause ihres Vaters eine Wiege haben... Aber meinem Kinde fehlt die liebevolle Pflege der Wärterin, der Mutter! Wie kann ich frei und offen vor der Welt sagen:

ich bin Mutter, da ich nicht vor dem Altare gekniet, nicht den geweihten Ring mit dem Gatten gewechselt habe?«

»He da! Mamsell Victoria!« rief eine meckernde Stimme unten am Gestade.

Victoria erschrak und sah hinab. Sie bemerkte den armen Toto Gicquel, der in seine gestreifte Decke gehüllt auf dem spärlichen Grase lag, und seinen schwermüthigen Gaul Bijou, den Erbfeind der reisenden Engländerinnen, weiden ließ.

Toto Gicquel stand langsam auf und Bijou schüttelte unwillig den Kopf, als hätte er eine Engländerin gewittert.

»Sie wissen nicht,« setzte Toto hinzu: »Madame Magdalena sucht Sie drüben am Strande bei Saint-Cast.«

»Meine Schwester!« sagte Victoria, die sich unruhig umsah.

»Die Morgatte sagte zu ihr, sie würde Sie am Strande finden,« fuhr Toto fort, »und die Morgatte lachte, als sie das sagte. Nehmen Sie sich in Acht!«

»Asträa,« erwiederte Victoria, unwillkürlich schaudernd. »Sie war gestern unten an der Küste . . . ganz in der Nähe der Mövenhöhle . . . Mein Gott, wenn sie um mein Geheimniß wüßte!«

»Warum soll ich mich denn in Acht nehmen?« fragte sie laut und mit erzwungener Fassung.

»Ich weiß nicht,« erwiederte Toto; »aber ich fürchte mich, wenn die Morgatte lacht.«

Er betrachtete mit einer Kennermiene die Wolken, die sich am Himmel zusammenzogen.

»Mamsell Victoria,« setzte er hinzu, »es wird schlechtes Wetter geben. Wenn die Ebbe eintritt, und das wird

nicht lange dauern, bekommen wir einen Platzregen. Wollen Sie nach Hause reiten? Bijou steht Ihnen zu Diensten.«

Das fürchtete der arme Gaul!

Victoria zögerte mit der Antwort. Sie ging zu dem »Monteur« hinab, und wurde mit dem ihm eigenen gutmüthigen Lächeln begrüßt. Als sie aber vor ihm stand, hörte er auf zu lächeln. Er sah erst jetzt ihre Blässe und ihre verstörten Gesichtszüge.

»Was fehlt Ihnen denn, liebe Demoiselle?« fragte er.

»Höre mich an,« antwortete Victoria. »Ich habe dort unten am Strande zu thun. Bleibe hier und folge mir nicht. Wenn meine Schwester oder Asträa hierher kommen, so sage ihnen, ich sey über die Haide nach Hause gegangen.«

Sie nickte ihm vertraulich zu und entfernte sich. Toto blieb mit offenem Munde stehen und schaute ihr nach. Als Victoria hinter den Felsen verschwunden war, kratzte er sich hinter dem Ohr.

»Mamsell Victoria hat am Strande zu thun,« sagte er; »in diesem Wetter und bei so hohem Wellenschlage! Nun, im Grunde kümmert mich's nicht, ich will thun was sie mir gesagt hat.«

Er hüllte sich wieder in seine Decke, und Bijou, dem ein Stein vom Herzen gefallen war, begann wieder das schlechte Gras abzufressen, das ihn so mager machte.

Victoria ging am Strande fort. Zwischen dem brausenden Meere und den Felsen war nur ein schmaler Sandweg. Die Wellen schlugen mit Ungestüm gegen den Fuß des Vorgebirges. Die Ebbe begann und nach der Prophezeiung des Monteur fielen bereits dicke Regentropfen.

Victoria, durch die überhangenden Felsen geschützt,

stand von Zeit zu Zeit still und betrachtete das Meer. Der Wind blies aus Osten. Am nordwestlichen Horizont war ein rothgelber Streif zu sehen. — Vor diesem glänzenden Hintergrunde tauchte in der Ferne ein dunkelrothes Segel auf: es war einer der unter dem Namen Flambarts bekannten Küstenfahrer. Victoria's Augen füllten sich mit Thränen.

»Wenn er's wäre!...« sagte sie.

»O mein Gott,« setzte sie, mit inbrünstiger Andacht auf die Knie fallend, hinzu; »wenn er's wäre, so würde ich am hellen Tage mit bloßen Füßen zur Capelle nach Erqui gehen!«

Wind und Regen wurden immer heftiger. Der Küstenfahrer, der in den Hafen von St. Malo einlaufen zu wollen schien, verschwand hinter einer Regenwolke. Victoria trocknete ihre Augen und stand auf. Sie ging um einen großen Felsen und betrat einen kleinen, nur durch eine Felsenspalte zugänglichen runden Platz, dessen Boden mit feinem gelben Sande bedeckt war. Im Hintergrunde war im Felsen eine zweite Spalte. Ringsum bewies der trockene Sand, daß die Flut nicht bis dahin kam.

Victoria warf einen flüchtigen Blick auf den Weg, den sie gemacht hatte. Auf der Küste war Niemand zu sehen; der Felsen ragte weit über ihren Kopf hervor, sie war also vor Entdeckung sicher. Sie verschwand in der Felsenspalte. — Mitten unter dem Brausen des Meeres hörte man das leise Winseln eines Kindes und das freudige Meckern einer Ziege.

II.

Die Familie Rostan.

Die Felsenspalte, in welcher Victoria verschwunden war, führte in eine von der Natur gebildete, etwa fünfundzwanzig bis dreißig Fuß tiefe Grotte. Der Boden derselben war mit trockenem feinen Sande bedeckt. Das Licht drang nur durch die schmale Oeffnung ein. Es war die sogenannte »Möwenhöhle.«

Die Wogen brachen sich am Cap. Der Regen schlug gegen die steilen Felsenwände. Die großen weißen Möwen flogen zu Dutzenden vom Meere herüber, schwebten eine kleine Weile mit weit ausgebreiteten Flügeln über den Felsen und suchten endlich Schutz in den Felsenklüften, wie die Krähen in den Mauerspalten der alten Kirchen und Thürme. Der auf dem Leuchtthurme stehende Telegraph gesticulirte nicht mehr. Einige Minuten lang wurde See und Land durch den aus den Wogen aufsteigenden schimmernden Nebel verborgen.

Wer draußen versucht hätte einen neugierigen Blick in die Grotte zu werfen, würde seine Mühe verloren haben. Es war ganz finster darin. Victoria saß mitten in der dunkeln Grotte auf einem Steine und hielt ein kleines Kind in den Armen. Rechts stand eine aus Weidenholz geflochtene Wiege, oder vielmehr ein Korb mit Kissen und Windeln; zu ihrer Linken stand eine schöne große Ziege und leckte ihr meckernd die Hände.

Das Kind lächelte in den Armen der Mutter. Man hätte auf den ersten Blick sehen können, daß das liebliche kleine Mädchen bei seinem Eintritt in die Welt nicht geweint hatte.

Ach! die Mutter weinte für Zwei! Sie war ja selbst fast noch ein Kind, denn sie zählte erst sechzehn Jahre. Mit der einen Hand streichelte sie die Ziege, mit der andern drückte sie die kleine Marie an ihr Herz.

Victoria hatte ein sehr hübsches, sanftes Gesicht. Hinter dem Schleier der Bläße, den der Körper- und Seelenschmerz über ihre Züge geworfen hatte, ahnte man die Jugendfrische und Gesundheit. Ein Thautropfen der Freude, und diese wunderholde Blume mußte sich prächtiger und üppiger als zuvor entfalten. Von den Kennern weiblicher Schönheit wurde ihr nach ihrer Schwester Magdalena, die selbst erst nach der Morgatte kam, der dritte Platz angewiesen.

Die Morgatte wurde von Keiner an Schönheit übertroffen.

Und fürwahr, um noch über Victoria gestellt zu werden, mußten Magdalena und die Morgatte außerordentlich schön seyn!

Magdalena hatte ihr zweiundzwanzigstes Jahr erreicht. Sie hatte ein vierjähriges Töchterlein, Namens Irene. Ihr Gemal war der große Rostan, der das unterhalb des Schlosses gelegene Herrenhaus bewohnte.

Es ist hier der Ort, unsere Leser mit der Familie Rostan, zu der alle Personen dieser Erzählung in naher oder entfernter Beziehung stehen, bekannt zu machen. Die Besitzer des Schlosses hießen Rostan de Maurepar, und bildeten die ältere Linie; in der jüngern Linie, Rostan du

Bosq, fehlte es an männlichen Sprößlingen, denn Magdalena und Victoria waren die einzigen Repräsentantinnen derselben. Außerdem gab es noch Seitenverwandte, welche Rostan schlechtweg hießen.

Die Rostans von Maurepar waren Marquis, die Rostans du Bosq waren Grafen, die übrigen Rostans waren nichts.

Man kannte sie indeß als Edelleute und Verwandte der beiden andern Linien, etwa in derselben Weise wie der schottische Kärner, der den Namen Mac Gregor führt, ein Verwandter des Herzogs von Argyle ist. Das sind Verwandtschaftsverhältnisse, die mit dem Ursprunge der Clans zusammen hängen. Die alten Geschlechter der Bretagne sind ja ebenfalls sächsischen Ursprungs.

Vor der ersten Revolution mochten zwischen dem Cap Frehel und Saint-Brieuc wohl dreihundert Angehörige der Familie Rostan wohnen. Die Chouanerie rieb drei Viertheile derselben auf; die Uebrigen wanderten aus. Im Jahre 1835 war von dem ganzen Clan nur noch der große Rostan, Magdalenens Gatte, übrig geblieben.

Die ältere Linie hatte nur noch zwei Mitglieder: die dreiundachtzigjährige Marquise und ihren Enkel, den Marquis Anton Rostan von Maurepar.

Die Marquise hatte, ungeachtet der unter der Schreckensregierung erlittenen Verluste, ein beträchtliches Vermögen. Der Graf Rostan du Bosq, vormaliger Schiffscapitän, hatte seinen beiden Töchtern einen mäßigen Wohlstand hinterlassen. Der große Rostan hatte von seinen Eltern ziemlich gute Renten geerbt, aber er verstand nicht zu sparen. In der Umgegend ging schon längst das Gerücht,

sein mit Schulden belastetes, halb verkauftes Besitzthum hänge nur noch an einem Faden.

Die Marquise war schon seit vierzig Jahren Witwe. Wie alle zu lange lebenden Personen hatte sie nach und nach alle Wesen, die ihr theuer waren, ihre Söhne und Töchter verloren. Ihr Enkel Anton mußte ihr alle Dahingeschiedenen ersetzen.

Der Graf Rostan du Bosq, sein Vetter, wohnte in der Stadt Dinan. Man sagte, er habe in Indien oder Amerika einen jüngern Bruder, der gar nichts von sich hören lasse. Dieser Bruder sey kaum älter als die ältere Tochter des Grafen. — Nach dem Tode des Letztern nahm die Marquise die beiden Waisen, Magdalena und Victoria, zu sich ins Schloß. Der junge Marquis Anton zählte damals zwanzig Jahre, und in gleichem Alter war der große Rostan, der eben seinen Vater verloren hatte. Der junge Marquis war ein schöner, gebildeter, gewandter und muthiger Cavalier; Franz, der große Rostan, maß fünf Fuß acht Zoll, hob hundertfünfzig Pfund mit dem kleinen Finger auf und gewann alle Mädchenherzen.

Er war der Don Juan des Küstenlandes, der Antinous unter den Landjunkern, dabei ein rüstiger Jäger und tüchtiger Zecher. Er hatte bereits allen Ehemännern der Umgegend den Rücken zerbläut, und wenn er sich mit seiner Waidtasche und Doppelflinte in der Ferne zeigte, begannen die Herzen der sittsamen Bäuerinnen unter dem bunten Mieder gar ungestüm zu pochen.

Es war gewiß Niemanden in den Sinn gekommen, daß dieser Mann die Tochter des Grafen Rostan du Bosq, die schöne, stolze Magdalena, die in dem herrschaftlichen

Kirchenstuhl neben der Marquise zu sitzen pflegte, heimführen könne. Es wäre eher eine Partie für den jungen Marquis gewesen. Die alte Marquise hatte sie ihm zugedacht, und der junge Marquis fand seine Cousine sehr schön. Aber der große Rostan hatte denselben Geschmack. Er ging seinen geraden Weg. Eines Abends, als Magdalena, ohne etwas Arges zu ahnen, sich allein in das Schloß zurück begab, wurde sie von dem großen Rostan entführt und in das untere Herrenhaus gebracht. Die Präliminarien wurden dadurch ungemein abgekürzt.

Am folgenden Sonntage fand in der Kirche zu Plouesnon das Aufgebot des großen Rostan und Magdalenens statt. Die Marquise bekam ein Gallenfieber. Der junge Marquis wurde traurig, aber es kam ihm nicht in den Sinn, sich nach Art der Bretagner an seinem Vetter zu rächen. Victoria, damals ein zehnjähriges Mädchen, wollte sich von ihrer Schwester nicht trennen; sie ging mit ihr in das untere Herrenhaus. Der große Rostan wurde nun Familienhaupt und führte sich länger als drei Wochen recht gut auf.

Hier erscheint zum ersten Male das Findelkind von der großen Eiche zu Saint-Cast. Asträa hatte ihre Kinderjahre als Pathe der Marquise im Schlosse verlebt. Dann hatte man sie wegen wiederholter Diebereien und unzähliger Lügen verstoßen. Seit dem irrte Asträa barfuß umher und bettelte. Die Landwirthe in der Bretagne sind mildthätig; Asträa fand eine Zeit lang Platz am Tische und ein gutes Strohlager in der Scheune; aber die Bretagner sind abergläubisch.

Man fing an zu munkeln, die hübsche kleine Vagabundin bringe Unglück. Man nannte sie in der Umgegend

»die Morgatte«; wer ihr diesen Namen zuerst gegeben, wußte Niemand zu sagen. Sie erregte nicht Mitleid, sondern Schrecken. Wo sie sich blicken ließ, wurden die Hausthüren geschlossen; die Hofhunde wurden abgerichtet, sie anzubellen. Der Hunger trieb sie an, bei einem andern gefürchteten und übel berüchtigten Menschen, Namens Jean Touril, eine Zuflucht zu suchen. Touril war einer jener umherziehenden Quacksalber, die ihre Kunst an Menschen, Kühen und Pferden versuchen. Diese Quacksalber, in der Bretagne reboutoux genannt, sind weder befähigt noch berechtigt, die Leute nach den Regeln der Kunst aus der Welt zu expediren; der Bauer kann sie nicht ausstehen, und kauft ihre Wundermittel nur, weil er gern wohlfeil sterben will.

Jean Touril erlaubte der Morgatte, in seinem Stall zu schlafen; dafür mußte sie seine Strümpfe flicken und sich geduldig prügeln lassen. Sie bekam täglich ein Stück Schwarzbrot. Der Quacksalber war das Urbild eines Geizhalses. Er theilte viele Prügel aus, das war seine einzige Verschwendung. Asträa behielt ihn immer in gutem Andenken.

Als Magdalena und Victoria das Schloß verließen, begab sich Asträa auf den Rath Touril's zu der alten Dame und bat sie um Verzeihung. Der Augenblick war günstig. Die Marquise hatte sich an die Einsamkeit noch nicht gewöhnt. Sie hatte Mitleid mit der Verlassenen und sagte zu Asträa, die zu ihren Füßen weinte: »Wenn Du Dich gut aufführen willst, sollst Du meine Kammerjungfer werden.« Asträa versprach goldene Berge: sie besserte sich auch wirklich und wurde recht sittsam. Sie pflegte sich nur Abends, wenn die Marquise zu Bett gegangen war, zu entfernen, um dem Quacksalber die Strümpfe zu flicken und sich dafür

von ihm mißhandeln zu lassen. Der häßliche, schmutzige, rohe Jean Touril hatte sie bezaubert.

Die Revolution von 1830 glaubte die Marquise nicht überleben zu können. Der große Rostan begegnete ihr einst auf dem Wege zur Kirche und nannte sie »Tante.« Das war unerhört; sie glaubte die Schreckenszeit von 1793 sey wieder gekommen, da kein Rangunterschied mehr galt. Die Marquise war in allem Ernste entschlossen, mit ihrem Enkel, dem jungen Marquis Anton, Frankreich zu verlassen. Zu diesem Zwecke verkaufte sie die beträchtlichen Güter, welche sie in der Gegend von Lamballe besaß. Man sagte, sie habe trotz der Entwerthung der Grundstücke fünfhunderttausend Francs daraus gelöst, und man hörte nicht, daß sie diese Summe fruchtbringend angelegt.

Das Schloß war mit Aeckern, Waldungen und Schäferei mindestens zweihunderttausend Francs werth. Der junge Marquis war daher ein reicher Erbe. Jean Touril hatte der damals kaum vierzehnjährigen Morgatte schon mehr als einmal gesagt: »Wenn Du den in dein Netz ziehen könntest!«

Die Morgatte antwortete: »Ich will's versuchen, wenn ich groß bin.«

Jean Touril sagte ferner zu ihr: »Wir müssen zu erfahren suchen, wo deine Pathe das aus dem Güterverkauf gelöste Geld versteckt hat.«

Und die Morgatte erwiederte: »Ich will es schon erfahren.«

Jean würde einem Jeden, der sich dazu verstand, mit seiner alten Lancette, die er unter einem irdenen Kruge schliff, für zwölf Sous eine Ader geschlagen und alles Blut abgezapft haben. Er hatte vierhundert Fünffranken-

thaler in einem Topfe unter der Thürschwelle vergraben. Asträa wußte das.

Im Jahre 1832 ging der junge Marquis eines Morgens durch den Wald, der das Schloß von dem unteren Herrenhause trennte. Seit Magdalenens Hochzeit hatte er mit dem großen Rostan nicht gesprochen. Er erblaßte, als er Magdalena sah, die ihr schlafendes Kind wiegte. Victoria eilte auf ihn zu, sank in seine Arme, nannte ihn ihren lieben Cousin und sagte zu ihm:

»Wann können wir wieder zu unserer guten Tante gehen und ihr sagen, wie lieb wir sie haben?«

Die kleine Victoria war allerliebst. Der junge Marquis seufzte und küßte sie auf die Stirn, indem er Magdalena ansah; Magdalena seufzte ebenfalls.

Der große Rostan runzelte die Stirn und fragte:

»Was wollen Sie hier, Anton?«

»Ich wollte Ihnen sagen,« erwiederte der junge Marquis, »daß Madame in der Vendée ist.«

»Und was weiter?«

»Ihr Großvater ist im Kampfe für den König gefallen.«

»Das sind schon zwanzig Jahre,« versetzte der große Rostan. »Was weiter?«

»Ich reise ab, um Madame zu folgen. Wollen Sie mit mir gehen?«

Der große Rostan zuckte die Achseln und wünschte ihm glückliche Reise.

Der junge Marquis reiste ab. Die neue Chouanerie machte nicht viele Proselyten. Der Marquis hatte keinen andern Begleiter, als den Seemann Sulpice, der sich um Politik nicht kümmerte, aber dem Marquis bis in die Hölle

gefolgt seyn würde. Sie kämpften beide; Anton war einer von den Vierzig im Schlosse Pénissière. Der Erfolg des Aufstandes ist bekannt. Anton wurde angezeigt und in contumaciam zum Tode verurtheilt.

Er flüchtete sich nach England.

Der große Rostan kam eines Abends sehr vergnügt nach Hause.

»Morgen,« sagte er zu seiner Frau, »wirst Du auf das Schloß gehen.«

Magdalena sah ihn erstaunt an.

»Die Alte wird überglücklich seyn, Dich zu empfangen,« fuhr Rostan fort. »Uebrigens bist Du jetzt Erbin.«

Ein Rechtskundiger hatte dem großen Rostan die Wirkungen des bürgerlichen Todes erklärt, der über seinen Vetter, den jungen Marquis Anton von Maurepar, verhängt worden war. Rostan kaufte sich eine ganz neue Waidtasche von Ziegenfell und machte noch mehr von sich reden, als zuvor. Man konnte das Heirathsgut Magdalenens aufzehren. Die Zukunft war ja so glänzend.

Magdalena gehorchte der Aufforderung ihres Mannes. Sie ging auf das Schloß; aber sie wurde nicht vorgelassen, denn die verwitwete Marquise von Maurepar war sehr krank.

Jean Touril kaufte sich aus diesem Anlasse einen schwarzen Frack. Als der Hausarzt die Kranke besucht hatte, ließ Asträa den Quacksalber durch eine Hinterthür ein. Touril versprach der Marquise ihr Leben bis auf hundert Jahre zu verlängern, und sagte kein Wort von Aderlassen. Sie gab ihm einen Louisdor für den Besuch. Jean Touril zapfte nur den Zwölfsouskranken Blut ab.

Als Rostan sah, daß man seine Frau nicht vorgelassen hatte, schickte er Victoria, die einst der Liebling der alten Dame gewesen war, ins Schloß. Victoria hatte dasselbe Schicksal wie Magdalena. Zum ersten Male in seinem Leben warf er sein Augenmerk auf die Morgatte. Als Erbe hatte er einen instinctmäßigen Scharfblick, der in der Zofe das Hinderniß erkennen ließ.

Wenn er nun gewußt hätte, wo das aus dem Güterverkauf gelöste Geld versteckt war! Er erblickte über seinem Haupte ein Damoklesschwert, dessen Spitze seinen Wonnetraum zu vernichten drohte. Das Geld ist ein leicht fortzuschaffendes Gut. Das Geld der alten Marquise konnte mit ihr, oder auch ohne sie ins Ausland wandern.

Wie viele grobsinnliche Genüsse kann man sich in jenem einsamen Winkel der Erde, zwischen Matignon und dem Cap Frehel mit fünfhunderttausend Francs und sogar mit einer weit geringern Summe verschaffen, wenn man dem großen Rostan ähnlich ist! Man kann eine Menge Hunde und Pferde halten, Lustfahrten auf dem Meere veranstalten, wie der Prinz Albert und die Königin Victoria; man kann in einer stattlichen Kutsche im Galopp auf den holperigen Wegen fahren, im Gemeinderathe Opposition machen, Vicepräsident des landwirthschaftlichen Vereins werden, nach Herzenslust Prozesse führen und einen vom Zaun gebrochenen Streit durch alle Instanzen bis zum Cassationshofe führen; man kann offene Tafel halten und über eine Schaar von Schmarotzern eine despotische Gewalt ausüben, schmausen und zechen, und den Tischnachbarn das Dessert von dem Munde wegnehmen; man kann das ganze schöne Geschlecht für sich gewinnen, von der arglosen Marielle, die sich mit einem kleinen Thaler tröstet, bis zu der Unterpräfectin, die

von Paris kommt und gar nicht abgeneigt ist, mit den „Wilden“ in der Bretagne einige Abenteuer zu bestehen.

Fürwahr ein beneidenswerthes Loos! Und dieses freie, ungebundene Leben kann man mit Weib und Kindern führen, ohne die öffentliche Achtung zu verlieren. Man gilt nur für einen liebenswürdigen Wüstling, andere Folgen hat man nicht zu fürchten. Die Achtung verliert man nur durch schlechte Geschäfte.

Der große Rostan begab sich eines Sonntags in die Messe, um die Morgatte zu sehen und zu begrüßen. Sie war schnell herangewachsen und herrlich entwickelt. Sie war blendend schön. Ungeachtet ihrer Haube und ihres wollenen Röckchens stand ihr der Name Asträa sehr gut.

Am Ende des Jahres hatte Jean Touril eine hübsche Handvoll Goldstücke in seinem Topfe. Die Marquise hörte ihm zu wie einem Orakel. Er gab ihr klares Wasser als Arznei. Die Marquise schleppte ihr Leben fort; ihr Hausarzt würde sie gewiß geschwinder expedirt haben. Ein Quacksalber, der nur reines Quellwasser verordnet, gibt dadurch zu erkennen, daß sein Gewissen erwacht, und daß er seine frühern Sünden abbüßen will. Asträa und Jean Touril wußten übrigens wohl was sie thaten; es wurde immer leerer in den Umgebungen der alten Dame. Asträa führte das Hauswesen; an die Stelle der alten Diener kamen neue Gesichter. Man suchte geduldig das goldene Nest, aber es war nicht zu finden.

Den letzten Faustschlag, den Jean Touril der Morgatte gab, verdiente sie durch ihren Mangel an Aufmerksamkeit und Scharfblick. Der junge Marquis war im Jänner 1833 da gewesen. Jean Touril erfuhr es zufällig. Die Morgatte war es nicht gewahr geworden. Der Faustschlag stand mit

dem Vergehen im Verhältniß, er war sehr derb. Asträa wurde unwillig und erklärte dem Quacksalber, daß ihre Geduld zu Ende sey.

Jean Touril hob die Hand auf. Die Morgatte trat ihm mit drohender Geberde entgegen. Jean Touril wich zurück.

Am folgenden Tage bekam sie mit ihm einen neuen Streit. Jean Touril bekam dabei eine Ohrfeige, und ließ sie sich ruhig gefallen. Von jenem Tage an wendete sich das Blatt, der Quacksalber wurde gezüchtigt. Viele Leute meinten, er sey der Vater der Morgatte.

Es wurde verabredet, auf die Rückkehr des jungen Marquis ein wachsames Auge zu haben. Der letztere mußte um das große Geheimniß wissen. Mit sechzehn Jahren sagte der Philosoph Jean Touril, indem er das Kinn der Morgatte streichelte, kann man ein Geheimniß eines Mannes schon erfahren!

Aber einstweilen suchte man immer.

»Ein Priester könnte uns gute Dienste leisten!« sagte Jean Touril eines Tages, als die Thalerjagd in den Bodenräumen des Schlosses erfolglos geblieben war. »Deine Pathe würde ihrem Beichtvater nichts verschweigen.«

»Ihr Beichtvater,« erwiederte die Morgatte, »ist der Pfarrer von Plouesnon.«

»Geh zur Beichte!« gebot der Quacksalber.

Die Morgatte ging zur Beichte. Der Pfarrer war ein ehrwürdiger, achtbarer Mann.

»Nimm einen andern Beichtvater an,« rieth Jean Touril; »am Ende wirst Du einen finden, wie wir ihn brauchen können.«

Die Wölfe im Schafspelz, die in Paris ihr Wesen treiben, finden sich auch in der Provinz.

An einem trüben Winterabende legte eine kleine Brigg bei der Landspitze von Saint-Cast an. Gegen neun Uhr sagte die Marquise zu ihrer Pathe Asträa:

»Geh zu Bett; ich will schlafen.«

Jean Touril erwartete die Morgatte in ihrem Zimmer.

»Er ist da!« sagte er, als sie eintrat.

»Ich weiß es wohl,« erwiederte die Morgatte.

»Was willst Du thun?«

»Ihr werdet es schon sehen.«

Sie band einige Kleidungsstücke in ein Schnupftuch und nahm das Packet unter den Arm. Sie zog plumpe Schuhe an und warf ein Tuch über. Dann ging sie hinunter. Jean Touril folgte ihr.

Im Schlafzimmer der Marquise wurde leise gesprochen. Touril wollte lauschen; aber die Morgatte öffnete rasch die Thür und trat ein.

Der Marquis von Maurepar war wirklich da. Die Großmutter konnte einen Schrei nicht unterdrücken. Asträa kniete vor dem Bett nieder. Sie warf dem jungen Marquis einen langen Blick zu; dann trocknete sie ihre Thränen, wahre Thränen, deren Spuren auf den Wangen zurück blieben.

»Geben Sie mir Ihren Segen,« sagte sie zu der alten Dame. »Sie haben kein Vertrauen zu mir und ich will anderswo mein Brot suchen.«

»Du bist von Sinnen, Kind,« stammelte die Marquise erschrocken.

Jean Touril blieb hinter der Thür stehen; er war außer sich vor Bewunderung.

Asträa warf dem jungen Marquis noch einen Blick zu, dann richtete sie die Augen zum Himmel empor.

»Und auch Sie, Herr Marquis,« sagte sie, »haben geglaubt, ich könne Sie verrathen!«

Es folgte eine recht hübsche rührende Scene, an welcher Jean Touril sich im Stillen weidete. Das Resultat war: erstens, daß Asträa nicht fort ging, und zweitens, daß sie am folgenden Abende lange mit dem jungen Marquis auf dem öden Strande spaziren ging.

In der Mövenhöhle hätte man hören können, wie die Morgatte lispelte:

»Ich weiß ja nicht was Liebe ist. Ich denke den ganzen Tag an Sie, und sehe Sie sogar in meinen Träumen...«

Die Morgatte würde dem jungen Cavalier gewiß das Geheimniß entlockt haben, wenn ihm nicht der Zufall seine Cousine Victoria von Rostan in den Weg geführt hätte. Victoria war der schützende Genius des jungen Marquis. Die reine Liebe des holden Kindes wappnete ihn gleichsam mit einem undurchdringlichen Harnisch gegen die Zauberkünste der Morgatte. Er reiste wieder ab, ohne das Geheimniß verrathen zu haben; aber er versprach wieder zu kommen, und sein Wort hielt er gewiß, denn Victoria erwartete ihn ja.

Asträa erfuhr nun, daß der Schiffer Sulpice den jungen Marquis auf seinen Reisen begleitete, und daß der Zollwächter Nicolas Méruel, ein vormaliger Diener der Gutsherrschaft, bei der Landung behilflich war.

Inzwischen hatte der große Rostan die Mitgift seiner Frau verthan, und griff sogar das kleine Vermögen seiner

Schwägerin Victoria an, das ihm keineswegs gehörte. Der sonst recht gutmüthige Mann war einmal so: je mehr er aß, desto größer wurde sein Appetit, und desto sehnlicher wünschte er zu wissen, wo die alte Marquise ihre Thaler versteckt hielt. Von den heimlichen Besuchen des jungen Marquis wußte er nichts. Der große Rostan dachte wohl, daß Asträa besser unterrichtet sey, als er. Asträa war im Grunde nur eine dienende Person: der große Rostan trug kein Bedenken, einen Angriff auf die Tugend einer Kammerjungfer zu machen. In der Gewißheit des Sieges pflegte er dabei ganz junkermäßig zu Werke zu gehen.

Die Umgegend hatte gar viele Müllerinnen, Milchmädchen, Nähterinnen, Stickerinnen und Kellnerinnen aufzuweisen, deren Herzen er mit Sturm erobert hatte. Das erste Mal, als er der Morgatte in der Abenddämmerung begegnete, kniff er sie in die Wange und wollte ihr seine Zuneigung noch deutlicher zu erkennen geben. Die Morgatte warnte ihn, er möge sich in Acht nehmen; er aber ließ sich nicht abschrecken, und plötzlich fühlte er sich zwischen den Augen getroffen. Das warme Blut floß ihm in den Mund.

Die Morgatte hatte sich ihrer spitzen Scheere wie eines Dolchs bedient.

Der Tausend, mit der war nicht zu spaßen! der große Rostan ließ sich das zur Warnung dienen. Er behielt an der Stirn eine Narbe, die ihn sein Leben lang an die Morgatte erinnerte. Der Lovelace auf dem Lande läßt sich durch derlei Sprödigkeiten nicht abschrecken; der große Rostan hegte gegen Asträa einen Groll, der mit Liebe die allergrößte Aehnlichkeit hatte. Er versuchte sein Glück von neuem, aber glimpflicher, zarter. Asträa spielte die Cokette und drohte

mit ihrer scharfen Waffe. Kurz, der große Rostan, der den Kampf als Eroberer begonnen hatte, erlitt eine vollständige Niederlage. Er liebte Asträa zum Rasendwerden, und konnte ihr weder Gunstbezeigungen noch Geheimnisse entlocken. Asträa zählte noch auf den jungen Marquis.

Im Juni 1834 entdeckte Asträa das Liebesverhältniß zwischen Victoria und dem Marquis. Das arme Kind war nun verloren. Man kann nicht sagen, daß Asträa ihren teuflischen Plan auf einmal entworfen habe, aber sie begann im Stillen daran zu arbeiten und Mißtrauen in dem Herzen Rostan's zu wecken.

Die beiden Schwestern waren aus gleichen Gründen ihre Feindinnen, theils wegen ihrer Schönheit, theils weil Magdalena die Frau des großen Rostan, Victoria die Braut des jungen Marquis war. Sie versperrten ihr rechts und links den Weg. Während jener ganzen Zeit suchte Jean Touril die Fährte auf, wie ein Spürhund. Vergebliche Mühe! Man konnte nur vermuthen, daß die Marquise die Absicht hatte auszuwandern.

Es war ein heißer, schwüler Sommertag. Anton und Victoria wurden vom Gewitter überrascht, als sie in der Abenddämmerung am Strande lustwandelten und von ihrer Liebe, von ihrer Zukunft sprachen. Sie flüchteten sich in die Mövenhöhle, die ihnen gegen das Ungewitter, aber leider nicht gegen die Verirrungen des Herzens eine sichere Zuflucht bot. Auf allen Seiten flammten die Blitze; der Ocean schien im Feuer zu stehen; die Donnerschläge erschütterten den Felsen. Die arme Victoria schmiegte sich zitternd an ihren Geliebten.

Als das Gewitter vorüber war, sagte der junge Marquis zu der weinenden Victoria:

„Du bist mein Weib vor Gott. Laß mir nur Zeit, meine Tante vorzubereiten; denn sie hat andere Absichten mit mir. Ich werde bald wieder kommen, und wenn ich nicht mit Dir in Frankreich bleiben kann, so schwöre ich dir bei meiner Ehre, daß ich Dich abholen werde!“

Anton war ein Ehrenmann. Victoria trocknete ihre Thränen. Sie zweifelte keinen Augenblick an seinem Worte.

Der junge Marquis reiste ab. Victoria war unbesorgt; aber ihr heiteres, kindlich frohes Lächeln fand sie nicht wieder.

Sie liebte ihre Schwester Magdalena wie eine Mutter; aber sie mochte sich ihr doch nicht anvertrauen, als sie nach einigen Monaten jene unbekannten Schmerzen empfand, welche die Wonne der jungen Gattin sind. Sie wartete und rief Gott und die heilige Jungfrau an, den Geliebten zurückzuführen.

Jean Touril, der große Rostan und die Morgatte bildeten jetzt ein Kleeblatt, in welchem vollkommene Eintracht herrschte. Jean Touril war anfangs willens gewesen, dem großen Rostan etwas ins Glas zu schütten, denn er war eifersüchtig auf seine Morgatte; aber diese überredete ihn, oder vielmehr sie zwang ihn durch Drohungen, den Landjunker zum Verbündeten oder Mitschuldigen anzunehmen. Der Geizhals Touril und der Verschwender Rostan waren die Vasallen der Morgatte; Beide waren ganz in ihrer Gewalt.

Rostan zumal, Rostan war ruinirt; Rostan fühlte die glühendste Leidenschaft für das schöne Mädchen. Dessenungeachtet wußte Asträa, daß er ihr noch nicht ganz gehörte; er hegte für seine Gattin eine ehrerbietige, dauernde Zuneigung. Am häuslichen Herde wußte Magdalena, die schöne,

makellose junge Frau, den mehr rohen und irregeleiteten als bösartigen Mann zu beherrschen und zu fesseln. Das konnte und mochte die Morgatte nicht dulden.

Magdalena hatte neue Mutterhoffnungen, und Gott weiß, wie oft die arme Victoria ihre Schwester, die vor den Augen der Welt nichts zu verbergen hatte, beneidete.

Eines Abends sagte Asträa mit scheinbarer Gleichgiltigkeit: »Die Marquise ist sehr schwach, und von dem jungen Herrn hört man gar nichts!«

»War er nicht im Mai hier?« fragte Rostan; »ich bin in die Familienangelegenheiten nicht eingeweiht, man hat kein Vertrauen zu mir.«

»Im Mai oder Juni,« erwiederte die Morgatte; »Ihre Frau wird's genau wissen.«

Der große Rostan runzelte die Stirn. Asträa fuhr ganz gelassen fort:

»Seit wann ist Ihre Frau in gesegneten Umständen?«

»Seit dem Juni,« erwiederte Rostan erblassend.

»Der junge Marquis war im Juni hier!« sagte die Morgatte höhnisch lachend.

»Sagst Du das, um Magdalena zu beschuldigen?« fragte Rostan mit unsicherer Stimme.

»Ich sage was wahr ist, und beschuldige Niemand.«

Rostan ging in tiefen Gedanken nach Hause.

Er hatte einen Dorn im Herzen. Aus einem plumpen Don Juan läßt sich leicht ein einfältiger Othello machen.

Die Marquise war wirklich sehr krank, man mußte jeden Tag ihr Ende erwarten. Die Morgatte schien in der Umgegend keinen Priester nach ihrem Geschmacke gefunden zu haben, denn der Pfarrer von Plouesnon war immer noch

der Beichtvater der alten Dame. Er machte wiederholte Versuche, sie mit ihren beiden Nichten Magdalena und Victoria auszusöhnen, aber die Marquise ließ sich nicht erbitten; Asträa war nicht unthätig gewesen.

Der Pfarrer konnte den jungen Marquis nur in aller Eile von dem nahen Tode seiner Großmutter benachrichtigen. Die Morgatte war darauf gefaßt. Man hätte die Ankunft des Marquis verzögern können, aber was könnte das nützen. Die halbe Million war nicht aufzufinden.

Zwei Tage vor dem Zeitpunkte, wo unsere Geschichte beginnt, begab sich der Zollwächter Nicolas Meruel auf das Schloß. Die Morgatte setzte Jean Tourel sogleich davon in Kenntniß, aber dem großen Rostan sagte sie nichts. Sie wußte, daß der Marquis nicht lange ausbleiben würde. Meruel brachte einen Brief, den Asträa am ersten Tage nicht in ihre Hände bekommen konnte.

Rostan war fast nie mehr zu Hause. Er trieb Schleichhandel, um den drohenden Ruin abzuwenden; aber seine Umstände wurden dadurch noch schneller zerrüttet. Man erzählte schon, das kleine Herrenhaus solle verkauft werden. Magdalena und Victoria lebten allein mit Sulpice, der Abends kam, um die kleine Irene zu wiegen.

Am 4. März in den Vormittagsstunden, während sich Magdalena nach dem Befinden der Marquise erkundigte, wurde Victoria von Geburtsschmerzen befallen. Sie verließ fast besinnungslos das Haus und schleppte sich über die Haide, bis an den Strand. In der Grotte, die einst ihr Brautgemach gewesen war, gebar sie ein Töchterlein, das sie unter den Schutz der heiligen Jungfrau stellte. Toto Gicquel lieh ihr zur Rückkehr in das Herrenhaus sein Pferd. Victoria hatte im Voraus einen Korb mit weichen Kissen

in die Grotte gebracht. Die kleine Marie blieb allein in diesem Bett, und der Seewind wiegte sie in ihren ersten Schlummer.

Gegen Abend ging Victoria mit der Ziege Biquette in die Möwenhöhle: Biquette ward die Amme der kleinen Weltbürgerin.

Victoria ertrug alle Körper- und Seelenleiden. Ein Gedanke gab ihr Kraft: Anton konnte nicht lange ausbleiben; ein Trost war ihr geblieben: Niemand wußte um ihr Geheimniß.

Der 5. März verging. Magdalena, durch das lange Ausbleiben ihrer Schwester beunruhigt, verließ, trotz ihres Zustandes, das Haus, um Victoria zu suchen.—Gicquel that wie ihm Victoria geheißen: er sagte weder ihrer Schwester noch der Morgatte die Wahrheit. Magdalena ging schnell wieder nach Hause, aber Asträa ging dem Strande zu.

Victoria befand sich seit einer halben Stunde in der Grotte. Der Regen hatte aufgehört. Ein röthlicher Lichtstrahl drang durch die Felsenspalte in die Möwenhöhle. Diesem Lächeln der Abendsonne antwortete das Lächeln der kleinen Marie. Nichts vermag die Traurigkeit einer Mutter so schnell zu verscheuchen, als das Lächeln des Kindes. Dieser Freude vermag kein Schmerz zu widerstehen: was ist auch zu fürchten, wo ein so theures Versprechen gegeben wird. Victoria dachte nicht mehr an die üblen Nachrichten, von denen in dem Briefe des Schiffers Sulpice die Rede war. Victoria hatte ihre Thränen getrocknet, innige Heiterkeit erfüllte ihr Herz.

»Lache, mein Engel,« lispelte sie, ihr Kind auf dem Schooße wiegend; »lache, Du wirst glücklich seyn, Du hast noch nicht geweint. Gott und die heilige Jungfrau be-

schützen Dich. Lache, liebe keine Marie, Du wirst sein schönes blondes Haar und seine seelenvollen blauen Augen bekommen . . . wirst Du auch deine Aermchen nach ihm ausstrecken, wenn er kommt und Dich seine Tochter nennt? . . . O, wie lieb wird er Dich haben! Und wie glücklich werden deine Eltern seyn!«

Sie küßte die Ziege, die ihren bärtigen Kopf in die Kissen steckte.

»Biquette, du gute, liebe Amme,« sagte sie heiter, »du sollst immer bei uns bleiben, und ich schenke dir ein silbernes Halsband.«

Ihre Augen füllten sich mit Thränen, während sie ihr Kind betrachtete, aber sie lächelte durch ihre Thränen.

Plötzlich legte sie die kleine Marie wieder in den Korb.

»Die Zeit vergeht,« sagte sie. »Lebe wohl, mein liebes Kind. Diese Nacht schleiche ich mich fort und komme zu Dir . . . Und dir, Biquette, bringe ich Milch und frisches Gras . . . Wie schön sind die letzten Sonnenstrahlen! Gewiß eine gute Vorbedeutung . . .«

»Marie, mein liebes, theures Kind!« sagte sie, sich unterbrechend und das Gesicht der Kleinen mit Küssen bedeckend; »dein Vater ist gewiß nicht weit von hier . . . O, wir werden bald glücklich seyn! . . . Verlaß sie nicht, Bicquette, diese Nacht komme ich!«

Sie eilte auf die Felsenspalte zu. Sie war kaum wieder zu erkennen, so freudig bewegt, so verklärt war ihr ganzes Wesen. Aber in dem Augenblicke als sie aus der Grotte trat, schrie sie laut auf vor Schrecken.

»Asträa!« sagte sie mit bebender Stimme.

Die Morgatte stand am Eingange der Grotte. Sie

mochte wohl schon lange gewartet haben, denn ihre Haube war ganz vom Regen durchnäßt.

»Guten Abend, Mamsell Victoria,« sagte sie lächelnd. »Es wundert mich nicht mehr, daß Sie seit einiger Zeit so blaß waren.«

Victoria verbarg ihr Gesicht mit beiden Händen.

»Ich will Pathe seyn,« setzte die Morgatte hinzu; »ich hoffe, daß Sie mich nicht verschmähen werden.«

III.

Die Möwenhöhle.

Asträa hatte das Gesicht der untergehenden Sonne zugewandt. Die in südwestlicher Richtung ziehenden Wolken ließen am Himmel große blaue Räume. Am westlichen Horizont glühte eine Reihe unbeweglicher Wolken in den Strahlen der scheidenden Sonne. Das Meer glich einer geschmolzenen Lavamasse und warf seinen röthlichen Schimmer auf das Gesicht der Morgatte.

Sie lehnte sich an den Felsen. Der durchnäßte Spitzenbesatz ihrer Haube schmiegte sich an ihr üppiges, glänzendschwarzes Haar. Der Regen war durch ihre Mantille gedrungen, deren Faltenwurf an die antiken Statuen erinnerte. Sie stand mit verschränkten Armen, in stolzer Haltung.

Ein Maler würde diese kühne und zugleich graziöse Gestalt gewiß der Darstellung werth gefunden haben. Unsere Schauspielerinnen machen Versuche, eine solche Stellung anzunehmen, aber es gelingt ihnen nur selten. Es gehört dazu ein kräftiger, gesunder, geschmeidiger Körper, dessen freie Bewegung durch die schweren, durchnäßten Kleider nicht beeinträchtigt wird.

Der Seewind blies noch stark; der nasse kurze Rock flatterte, aber die wundervoll geformten Beine schienen aus Marmor gehauen, es wäre nicht das leiseste Zucken daran zu bemerken gewesen.

Asträa war groß. Ihr Wuchs war herrlich, obgleich noch nicht vollständig entwickelt. Sie war achtzehn Jahre alt. Ihr Körper hatte die schönsten plastischen Formen, die man sich denken kann: man kann behaupten, daß Niemand unter denen, die Ihr nahe standen, ihre vollendete Schönheit zu würdigen wußte. Daher fühlte sie sich in ihrem Stolz verletzt. Asträa war keineswegs eine stille Dulderin: der Schmerz, der beleidigte Stolz artete bei ihr in Haß aus.

Ihr Gesicht hatte einen ernsten, nachdenkenden Ausdruck. Sie lächelte selten, und immer mit einer Beimischung von Bitterkeit. Ihre dunkelblauen Augen hatten einen unwiderstehlichen, zauberhaften Blick. Ihre leicht gebogene Nase bot das edelste Profil, und ihr fein geformter, fast beständig geschlossener Mund bekundete einen festen, unbeugsamen Charakter.

Man nannte sie die Morgatte schon lange bevor sie sich die sterbende Marquise zum Opfer erkoren hatte. Man fürchtete sie. Es war etwas Geheimnißvolles in ihrem Wesen, denn der Instinct der Landleute täuscht sich nie.

Victoria sah neben ihr wie ein Kind aus. Victoria war sanft und schüchtern, aber sie hatte edles Blut in den Adern. Sie fühlte sich empört durch die letzten Worte der Morgatte, sie richtete sich stolz auf und sah sie scharf an.

»Du scheinst zu vergessen,« sagte sie, »wer Du bist und mit wem Du sprichst.«

»Ich vergesse nichts,« erwiederte Asträa mit Nach-

druck; »ich weiß, daß ich nur ein unbescholtenes Mädchen bin.«

Victoria's Augen füllen sich mit Thränen.

»Der Schein ist gegen mich,« stammelte sie.

»Lügen Sie nicht!« entgegnete Asträa zürnend. »Die Lüge kann Ihnen nichts nützen. Ehe ich hierher kam, wußte ich, daß Sie Mutter sind.«

»Du kannst mich ins Unglück stürzen . . .« schluchzte Victoria.

»Warum sollte ich das thun?« fiel ihr Asträa ins Wort.

Nach einer kurzen Pause setzte sie hinzu:

»Wer ist der Vater des Kindes?«

Victoria gab keine Antwort. Asträa seufzte; ihre Stimme wurde weicher.

»Ich kenne den Namen Ihres Geliebten,« sagte sie. »Ich wollte sehen, ob endlich Jemand Vertrauen zu mir haben würde.«

Sie seufzte wieder und fuhr endlich mit gefühlsinnigem Tone fort:

»Ich fühle, daß ich gut und liebevoll seyn würde, wenn man Vertrauen zu mir hätte.«

Sie erwartete eine Antwort. Victoria blieb stumm.

»Sie wollen nicht!« rief die Morgatte mit unwillkürlich drohender Geberde. »Man will mir nicht trauen! . . . Man verabscheut, verachtet mich! . . .«

Sie fuhr mit der Hand über die Stirn und strich den nassen Spitzenabsatz ihrer Haube zurück.

»Aber ich,« setzte sie nach einer kurzen Pause hinzu, »ich kann Sie nicht hassen, Mamsell Victoria. Ich weiß nicht warum. Vielleicht weil Sie zu unglücklich sind.«

»Ich verlange dein Mitleid nicht,« sagte Victoria leise.

»Weil Sie noch nicht wissen, wie unglücklich Sie sind. Ich weiß es.«

Victoria sah sie erschrocken an.

»Ich weiß es,« wiederholte die Morgatte. »Ach, Herr Gott! es nützt nichts, ein Fräulein zu seyn und einen adeligen Namen zu haben! Die gute Aufführung ist Alles. Sie sind vor vier Jahren zum ersten Male zum Abendmahl gegangen, und jetzt haben Sie schon ein Kind auf dem Arme! In Ihrem Alter ist man freilich mehr zu beklagen als zu tadeln; aber die Welt hat leider sehr wenig Nachsicht mit Mädchen, die zum Fall gekommen sind ...«

»Er wird wieder kommen,« sagte Victoria, »er hat mir's geschworen.«

Die Morgatte kreuzte die Arme auf der Brust und erwiederte langsam:

»Die heilige Jungfrau nehme Sie in ihren Schutz, meine arme kleine Demoiselle.«

»Um Gottes willen!« rief die gequälte Victoria, »wenn Du mir ein Unglück zu melden hast, so martere mich nicht langsam zu Tode.«

»So eben begegnete mir Ihre Schwester Magdalena,« sagte die Morgatte, ohne zu antworten. »Sie wurden von ihr gesucht. Sie verabscheut mich auch. Man wird mir erst Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich todt bin. Sie ist sehr verändert, Ihre Schwester Magdalena! Der arme Gicquel belog sie; er sagte: »Victoria ist nach Hause gegangen.« Er hat vielleicht ein gutes Werk gethan, denn Magdalena sollte jetzt im Bett seyn; ihre Zeit ist gekommen, Ihre beiden Kinder werden von gleichem Alter seyn ...

und auch Magdalenens Kind wird in Thränen geboren werden.«

»Was wollte meine Schwester von mir?« fragte Victoria.

»Man fängt in Plouesnon, Saint-Cast und Tréguz ganz leise an zu munkeln. Es fehlt hier zu Lande keineswegs an bösen Zungen. Viele Leute haben bemerkt, daß Sie seit langer Zeit sehr blaß waren. Man weiß, daß Mamsell Victoria gutherzig ist. Sollte Sie sich gerade in der Krankheit ihrer Schwester ohne Ursache zwei- oder dreimal täglich entfernt haben? ... Magdalena weiß noch nichts, aber ihre Ohren klingen; sie wird's erfahren.«

Victoria schauderte.

»Von dieser Seite haben Sie nichts zu fürchten,« fuhr die Morgatte fort. »Ihre Schwester Magdalena wird bald mit sich selbst zu thun haben, und die bösen Zungen werden morgen so viel zu schnattern haben, daß man Ihr Abenteuer wie eine alte Geschichte vom vorigen Jahre vergessen wird. Der Tod meiner Pathe wird Aufsehen machen.«

»Ist denn für meine arme Tante keine Hoffnung mehr?«

»Hören Sie, Victoria, was ich für Sie thue. Ich habe meine todkranke Pathe, meine Wohlthäterin, verlassen, um Ihnen zu dienen. Ich sagte freilich zu mir selbst: das kümmert Dich nicht; aber ich folgte dem Zuge meines Herzens. Sie verschmähen mein Mitleid, aber ich dränge es Ihnen auf ... Ein Unglück kommt nie allein; die Hiobsposten kommen schaarenweise, wie die Krähen im Herbst ... Seit drei Tagen steht Ihr Schwager, der große Rostan, in aller Frühe auf und reißt die gerichtliche Bekanntmachung von seiner Hausthür ab. Das hilft aber nichts, es bringt

nicht einmal die bösen Zungen der Nachbarn zum Schweigen. Der große Rostan hat flott gelebt, und nun muß er die Folgen davon tragen.«

»Magdalena und ich waren zu Hause, als der Gerichtsdiener kam,« sagte Victoria.

»Und Sie Alle glaubten, es sey damit abgethan, weil man weder Tisch noch Stuhl genommen hat? Sie kennen die Justiz nicht. Rostan hat Schulden; morgen werden Ihre Hausgeräthe drüben auf dem Anger öffentlich versteigert; übermorgen kommt die Reihe an Ihr Haus, der Meistbietende erhält es.«

»Ist es möglich!« sagte Victoria, die von dem gerichtlichen Verfahren keinen Begriff hatte. »Aber wo sollen wir dann wohnen?«

Die Morgatte erröthete und wandte sich ab. Sie schämte sich ihres Mitleids.

»Meine Schwester hatte doch ein Heirathsgut,« setzte Victoria hinzu.

»Rostan war auch kein Bettler. Sein Vermögen ist sammt der Mitgift seiner Frau verthan.«

»Und mein Vermögen?« fragte Victoria.

»Ist denselben Weg gegangen, wie das Vermögen Rostan's und seiner Frau.«

»Aber es gehörte ihm nicht!«

»Arme Demoiselle Victoria!« sagte Asträa mit dem Tone aufrichtigen Mitleids; »eben deshalb bin ich gekommen. Meine arme Pathe braucht mich nicht mehr. Seit Mittag hört und sieht sie nichts mehr. Der Pfarrer von Plouesnon ist bei ihr . . . ich wollte Ihnen sagen, Mademoiselle Victoria, daß Ihnen die Vorsehung einen Ersatz schickt.«

Victoria sah sie mit großen Augen an. Bis dahin hatte ihr die Morgatte nur Unglücksbotschaften gebracht.

»Sie werden eine reiche Erbschaft machen,« fuhr Asträa fort.

»Ich!« sagte Victoria erstaunt und nicht ohne freudige Ueberraschung.

Sie war ja Mutter, und deshalb hatte der Besitz einen großen Reiz für sie.

Die Morgatte war bis dahin sehr redselig gewesen. Dies war keineswegs ihre Gewohnheit. Heute schien sie das Gespräch in die Länge ziehen und irgend eine verhängnißvolle Entscheidung verzögern zu wollen.

Sie besann sich. Ihre langen dunkeln Wimpern senkten sich wie ein Schleier über ihre Augen. Die Röthe ihrer Wangen war verschwunden. Ihr ganzes Wesen verrieth einen heftigen inneren Kampf.

Gewiß hatte sie die furchtbare Tragweite der Wunde, die sie dem Herzen des armen Mädchens schlagen wollte, im Voraus berechnet. Sie war erst achtzehn Jahre alt. Ihr Entschluß schien zu wanken.

Aber sie schwankte nur einen Augenblick.

»Sie selbst,« antwortete sie, ihre Aufregung bekämpfend; »Sie und Ihre Schwester. Sie sind die einzigen Nichten.«

»Wessen Nichten?« fragte Victoria, die sich noch nicht getraute zu verstehen.

»Der Marquise von Maurepar, meiner Pathe.«

Victoria lächelte erröthend.

»Die Marquise hat einen andern nähern Erben,« sagte sie.

Als die Morgatte den Kopf schüttelte, setzte Victoria hastig hinzu:

»Sollte sie ihren Enkel Anton Rostan enterbt haben?«

»Der Marquis von Maurepar war ihr das Theuerste auf der Erde,« antwortete Asträa.

»War ...?« wiederholte Victoria erblassend.

»Die jungen Leute sterben manchmal früher als die alten,« sagte die Morgatte leise.

Victoria zitterte.

»Die Nachricht von dem Tode des Marquis Anton,« fuhr die Morgatte fort, »hat meine arme Pathe so heftig erschüttert, daß sie es nicht überleben wird.«

»Der Tod ... des Marquis!« wiederholte Victoria mit Entsetzen.

Asträa fuhr mit plötzlicher Zungengeläufigkeit fort:

»Ich dachte sogleich an Sie ... Ich sagte zu mir: die arme kleine Demoiselle ist in den Händen des gewissenlosen Rostan ... Wenn nur der Patron Sulpice da wäre! ... Er ist ein kluger Mann und zuverlässiger Freund ... aber Sulpice ist auf dem weiten Meere, Gott weiß wo. Wenn der kleine Sulpice einst ein Mann ist, wird er ein eben so guter Rathgeber werden, wie sein Vater, aber er ist noch ein Knabe ... Wenn Mademoiselle Victoria Niemand hat, der sich ihrer annimmt, wird sie noch einmal betrogen werden. Ich will sie warnen; wir wollen uns mit einander berathen.«

»Anton ... todt!« stammelte Victoria, die kaum noch ihrer Sinne mächtig war.

Sie wußte nicht einmal was die Morgatte sagte. Asträa dachte es wohl. Sie sprach mit sich selbst, um sich

durch ihre eigenen Worte zu betäuben, sie würde sonst vielleicht den Muth verloren haben.

»Das sagte ich zu mir,« fuhr sie fort, während sie tief aufathmete, wie nach einer gewaltigen Anstrengung, »und ich lief geschwind hierher. Sie müssen Ihre Angelegenheiten einem rechtschaffenen, zuverlässigen Manne anvertrauen . . .«

Victoria legte beide Hände auf's Herz.

»Asträa, Asträa!« sagte sie in der größten Angst. »Nicht wahr, ich habe nicht recht verstanden? . . . Anton . . . Du sprichst von dem Marquis von Maurepar?«

»Von wem sollte ich denn sprechen?«

»Nein, nein!« stammelte Victoria. »Es ist nicht möglich! Du lügst!«

Sie hielt sich an dem Felsen, um nicht zu Boden zu fallen.

»Mein Gott!« sagte Asträa, »ich habe ja keinen Theil an der Erbschaft, warum sollte ich lügen? Die Sache kümmert mich ja nicht . . . Ja richtig, es fällt mir ein,« setzte sie, sich unterbrechend, hinzu; »ich habe den Brief an meine Pathe gelesen . . . Ich glaube, daß ich ihn noch habe.«

Victoria war einer Ohnmacht nahe.

Asträa griff in die Tasche.

»Ja, da ist er!« sagte sie, ein mit einem Poststempel versehenes Papier hervorziehend. »Soll ich ihn vorlesen?«

»Ich will ihn selbst lesen,« sagte Victoria.

Sie riß der Morgatte das Papier aus der Hand. Anfangs versuchte sie vergebens die Buchstaben zu entziffern. Es war ihr, als hätte sie einen Flor vor den Augen. Die Morgatte sagte, ohne sich etwas dabei zu denken:

»Fassen Sie sich! . . .«

Sie war noch nicht ganz taub gegen die Mahnungen des Gewissens. Später wurde ihr Gemüth verhärteter.

Victoria las durch ihre Thränen:

»Frau Marquise!

»Ich muß Ihnen zu meinem größten Bedauern das unglückliche Ende Ihres Enkels, des Marquis Anton von Maurepar anzeigen. In der Nacht vom 28. Februar zum 1. März versuchte er auf den Dünen von Blonne zu landen; er wurde von der in La Chaume stationirten Brigade verfolgt und durch einen Schuß verwundet. Er starb einige Stunden nachher in meinen Armen.«

Victoria vermochte nur mit der größten Anstrengung ihre Fassung zu bewahren. Sie betrachtete das Siegel; sie las den Namen, den sie auf dem Briefe des Schäfers gelesen hatte: Patron Sulpice. Sie erkannte auch die Handschrift, und erinnerte sich der »schlechten Nachrichten,« von denen in dem ersten Briefe die Rede war.

Sie hätte gern noch gezweifelt, aber jeder Zweifel war unmöglich.

Sulpice war der Familie Rostan treu ergeben. Er hatte unter dem Befehl des Grafen Rostan du Bosq gedient. Als der alte Commandant seinen Abschied genommen hatte, war Sulpice sein vertrauter Diener geworden. Der brave Mann war den beiden Töchtern seines vormaligen Herrn von ganzem Herzen zugethan, aber vielleicht noch höher schätzte er den Marquis, seinen jungen Herrn.

Ehe er auf dem Kriegsschiffe des Grafen Dienste nahm, hatte er den Sohn des Marquis auf den Armen getragen. Der kleine Anton hatte auf der Schulter des treuen Dieners

seinen ersten Schuß abgefeuert; Sulpice hatte ihm zum ersten Male den für das Kind zu schweren Säbel in die Hand gegeben. Seit der Chouanerie, die im Jahre 1832 ein so unglückliches Ende nahm, war Sulpice wieder Seemann geworden, um im Interesse des jungen Marquis zwischen dem Lande der Verbannung und dem Schlosse Maurepar die Verbindung zu unterhalten.

Von Zeit zu Zeit besuchte er seinen Sohn. Seine Ermahnungen bestanden in folgenden Worten: »Sey ein guter Christ. Sey ein treuer Diener der Töchter des seligen Grafen. Lerne lesen und schreiben, um mir Nachricht von ihnen zu geben.«

Der Schäfer von Tréguz folgte allen diesen Ermahnungen. Er verehrte fast in gleichem Grade Gott, seinen Vater, Magdalena, Victoria und die kleine Irene, seine Herzensfreundin, die nicht einschlafen wollte, wenn der junge Sulpice nicht Abends kam und sie wiegte.

Der Patron Sulpice meldete den Tod des Marquis! Victoria ließ den Brief fallen; die Morgatte nahm ihn auf und steckte ihn in den Busen. Victoria starrte wie eine Wahnsinnige vor sich hin; der kalte Schweiß rann ihr in dicken Tropfen von der Stirn. Die Morgatte stellte sich als ob ihr plötzlich etwas eingefallen wäre.

»Er war's also?« fragte sie kaum vernehmbar.

Dann faßte sie die Hände des Fräuleins und setzte hinzu:

»Ach, arme kleine Demoiselle, wenn ich das gewußt hätte!«

Victoria's Hände waren kalt und starr wie Marmor.

»Geh!« sagte sie ihre Hände zurückziehend. »Ich bitte Dich, geh'! Ich kann deinen Anblick nicht ertragen.«

Die Morgatte entfernte sich langsam. Sie ging auf das

Vorgebirge zu. Die Ebbe war unterdessen eingetreten. Der Tag neigte sich; der Schatten des Vorgebirges wurde immer länger. Zwischen den Felsen bei der Grotte war's schon fast Nacht. Die Morgatte ging nicht sehr weit. Unter dem Vorgebirge stand sie still, versteckte sich hinter einem Felsenvorsprunge und stützte sich, aufmerksam beobachtend, mit den Händen auf die nassen Steine.

Es gibt gefühllose Kinder, die sich an dem Todeskampfe eines verwundeten Vogels weiden. In dem Gesichte der Morgatte war von nun an nicht das leiseste Zucken zu bemerken. Victoria, die mit Gott allein zu seyn glaubte, warf sich auf die Knie. Eine Weile faltete sie in betender Stellung die Hände, dann sank ihr Körper zusammen, weil ihr Geist tief erschüttert war.

Sie beugte ihre Stirn bis auf den Sand; Asträa konnte in der Ferne ihr lautes Schluchzen hören.

Asträa sah sie in der tiefsten Verzweiflung. Von Zeit zu Zeit zeigte ein krampfhaftes Zucken, daß das Messer in der Wunde wühlte. Andere würden davon gelaufen seyn; Asträa ertrug das Entsetzliche dieses Anblicks. Ihre schnelleren Athemzüge allein zeigten, daß die herzzerreißende Scene einen Eindruck auf sie machte. Es ging ihr wie den Pariser Ladenmädchen, die Sonntags in ein Vorstadttheater gehen, um sich an dem Todesröcheln Richard's III. zu weiden oder den Gemal der Dame von Saint-Tropez vor Wuth schäumen zu sehen.

Victoria konnte nur mit Mühe aufstehen. Sie lag eine Weile mit den Händen auf den Boden gestützt. Asträa konnte noch in der Abenddämmerung ihr Gesicht bemerken. Sie dachte:

»Sie wird wahnsinnig.«

»Du hättest hierher kommen sollen,« lispelte Victoria; »ich würde Dich hinter der Wiege versteckt haben. Der Weg zu Dir wäre nur über meine Leiche gegangen . . . Es ist ja so leicht gemeinschaftlich zu sterben . . .«

»Wer hat das gesagt?« setzte sie, sich besinnend hinzu, und sprang rasch auf die Füße. »Ich erinnere mich, daß ich diesen Traum schon gehabt habe: ich sah seinen entstellten Leichnam in einer von Felsen umgebenen Bucht schwimmen . . . Anton, Anton!« rief sie händeringend; »ist es wirklich wahr? Du warst also todt, als deine Tochter geboren wurde?«

Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken. Ihre aufgelösten Haare flatterten im Abendwinde.

»Der Brief!« stammelte sie. »Ich habe den Brief gelesen! Anton ist todt!«

Sie schleppte sich zu der Felsenspalte. Die Morgatte neigte sich vorwärts, um sie länger zu sehen. — Plötzlich fühlte sie eine Hand auf ihrer Schulter.

»Sie leidet schrecklich,« sagte Jean Touril, der ganz blaß war und schauderte.

Die Morgatte sah sich gar nicht um.

»Sind Sie schon lange da?« fragte sie.

»Ich kam als sie auf die Knie fiel,« erwiederte der Quacksalber; »es that mir weh.«

»Wo ist der »Flambart?«

»Er ist zu weit vom Winde fortgetrieben, und lavirt jetzt, um die Landspitze von Tréguz zu erreichen.«

»Wie lange Zeit wird er brauchen, um hierher zu kommen?«

»Eine halbe Stunde wegen des günstigen Windes.«

»Victoria wird dann fort seyn,« sagte die Morgatte, wie mit sich selbst redend.

»Wohin sollte sie gehen?« fragte Touril.

Die Morgatte schlug die Augen nieder und antwortete nicht.

»Arme kleine Demoiselle!« erwiederte der Quacksalber. »Das war also die Freude, die ihr der Himmel für heute bereitet hatte?«

Victoria verschwand in diesem Augenblicke zwischen den Felsen. Asträa sah Jean Touril scharf an.

»Außer den fünfhunderttausend Francs,« sagte sie, »ist noch die Kaufsumme für das Schloß und die Schäferei von Tréguz. Beides ist im Winter verkauft worden, ohne daß wir es wußten. Der Patron Sulpice ist im December drei Tage bei dem Pfarrer gewesen.«

»Wirklich!« erwiederte Jean Touril. »Der Schlaukopf! — Wie viel haben sie für das Schloß und die Schäferei bekommen?«

»Mindestens vierhunderttausend Francs.«

»Baar bezahlt?«

»Alles bezahlt . . . Meine Pathe erwartete einige Besserung, um nach der Insel Jersey hinüber zu fahren.«

»Woher weißt Du das?«

»Ich weiß es.«

»Ich dachte es wohl,« murmelte Jean Touril. »Es macht jetzt siebenhunderttausend Francs. Ich würde aus der Haut fahren, wenn ich all das Geld auf einem Haufen sähe!«

»Das in der Grotte schlummernde Kind,« sagte die Morgatte, »wäre sehr reich geworden!«

IV.

Die Morgatte.

Jean Touril war ein Mann von achtunddreißig Jahren, von kurzem, gedrungenem Wuchs. Sein Gesicht war breit, aber lebhaft und stark markirt. Auf den ersten Anblick hätte man ihn für einen ehrlichen Landmann halten können. Seine rundgeschnittenen Haare hingen an den Wangen und im Nacken glatt herab. Die Bauern bewunderten seine Gelehrsamkeit, denn er curirte alle Patienten, die er nicht in die andere Welt schickte. Sonntags besuchte er die Messe in einer Jacke von schwarzem Barchent. Den Bauern und ihren Pferden zapfte er für zwölf Sous Blut ab; von den Knechten nahm er nur die Hälfte und von den Bettlern sogar nur sechs Heller. Die christliche Nächstenliebe war ihm also keineswegs fremd.

Zu der Zeit, als er die Morgatte thyrannisirte, war er besser als jetzt.

Es war völlig Nacht geworden. Der Lichtstreif, der am westlichen Horizont noch lange nach Sonnenuntergang zurückbleibt, verlor sich immer mehr und mehr in der Finsterniß. Die Meereswogen zerschellten jetzt zweihundert Schritte von den Felsen.

Jenseits des Vorgebirges neigte sich die untergehende Mondessichel.

Plötzlich verbreitete sich ein grelles röthliches Licht über die nassen Felsen. Die in den Vertiefungen stehenden kleinen Sümpfe wurden mit Rubinen übersäet, und man sah

die dunkeln Umrisse des Thurmes auf der Höhe. Das Leuchtfeuer wurde angezündet. Das Purpurlicht drehte sich, die Rubinen tanzten, die Schatten wandelten. Dann wurde auf Augenblicke Alles dunkel, um von neuem zu leuchten und wieder zu erlöschen.

Jean Touril und Asträa plauderten ganz ruhig mit einander. Touril saß auf einem vorspringenden Felsen, Asträa saß auf seinem Schooße und seine plumpe Hand spielte mit ihren schönen Locken.

»Wir werden eine Familie bilden,« sagte er mit jenem Tone, den man annimmt, wenn man Luftschlösser bauen will. »Du wählst Dir einen Mann nach deinem Sinn, dein Mann nennt mich Onkel, und ich führe die Casse . . . Wohin gehen wir?«

»Nach Paris,« erwiederte die Morgatte in träumerischer Stimmung.

»So weit! . . . In Paris ist's theuer zu leben.«

Asträa lächelte. Ihre Lippen thaten sich auf und sie wiederholte unwillkürlich:

»Nach Paris!«

»In Paris, wie hier, wirst Du die Schönste seyn,« sagte der Quacksalber, der sie in dem wandelnden Lichte des Pharus mit Bewunderung betrachtete.

»Ich hoffe es,« antwortete die Morgatte.

Sie fuhr plötzlich aus ihren Träumen auf und ihre Stirn verfinsterte sich.

»Die Zollwächter müssen diese Nacht schießen,« sagte sie.

»Warum das?« fragte Jean Touril.

»Siebenhunderttausend Francs sind ein hoher Preis,« sagte Asträa leise und strich mit der Hand über die Stirn; »ich weiß wohl, daß ich keine Reue fühlen werde.«

Der Quacksalber sann über die Bedeutung dieser räthselhaften Worte nach.

»Horch!« sagte die Morgatte; »sie weint drüben in der Grotte.«

Der Wind trug die Klagetöne aus der Mövenhöhle herüber.

»Was hat sie Dir denn gethan?« fragte Jean Touril.

»Sie ist mir lieber als ihre Schwester Magdalena,« erwiederte Asträa. »Beide waren glücklich, als ich im Elende schmachtete . . . So oft als Ihr mich schluget, wurde mein Groll gegen sie größer.«

Sie stand auf und hielt die Hand über die Augen, um deutlicher zu sehen. Der Leuchtthurm warf sein Licht über das Meer. Ein kleines Schiff fuhr mit aufgespannten Segeln pfeilschnell der Küste zu. Es war kein plumper, schwerfälliger Küstenfahrer, man hätte den Schnellsegler in der Ferne eher für eine Kriegsbrigg halten können.

»Wo in aller Welt mögen sie herkommen?« rief Jean Touril, der das heransegelnde Schiff für den »Flambart« hielt.

Asträa faßte ihn heftig beim Arm.

»Sie kommen von Saint-Malo,« sagte sie geheimnißvoll; »es ist das Wachtschiff.«

Am Bord des kleinen Fahrzeugs wurden die Segel anders gestellt, um das Cap Frehel zu umschiffen.

»Thue was ich Dir sage,« gebot die Morgatte, die ganz blaß war. »Ich will mich nicht umbringen lassen! . . . Rufe das Wachtschiff an, und fürchte nicht, daß man Dich vom Leuchtthurm höre: der Wind schlägt um.«

»Hoho, Wachtschiff!« rief Jean Touril mit einer Stentorstimme.

Man antwortete ihm durch ein Sprachrohr.

»He! . . . ho!«

Dann folgte die Frage:

»Wer spricht?«

Jean Touril sah die Morgatte an, die ihm zuflüsterte:

»Der Lieutenant des Postens Frehel.«

»Der Lieutenant des Postens Frehel!« rief Jean Touril.

Das Wachtschiff manövrirte, um trotz Wind und Brandung beizuliegen.

»Sage ihnen,« flüsterte die Morgatte, »der Flambart sey hinter Saint-Cast.«

Jean Touril hielt beide Hände um den Mund und rief:

»Wendet! . . . Ihr habt die Richtung verfehlt . . . Steuert gegen Saint-Cast!«

»Schönen Dank!« tönte es aus dem Sprachrohr.

»Nichts zu danken!« murmelte der Quacksalber.

Man hörte den Offizier am Bord des Wachtschiffes seine Befehle ertheilen. Das kleine Schiff wendete sich und segelte in schräger Richtung auf Saint-Cast zu.

Die Morgatte deutete mit der Hand auf die offene See. In den letzten Mondesstrahlen, die über die Wellen glitten, zeigte sich ein Gegenstand auf dem Meere.

»Das ist der Flammbart,« sagte sie. »Der Patron Sulpice versteht sein Gewerbe.«

»Wenn uns die Zollwächter den Marquis vom Halse geschafft hätten . . .« begann der Quacksalber.

Die Morgatte zuckte die Achseln.

»Magdalena und Victoria würden dann geerbt haben,« erwiederte sie. »Würde uns der Pfarrer von Plouesnon gesagt haben, wo die Thaler sind?«

Sie setzte sich wieder auf den Schooß des Quacksalbers, um es sich bequemer zu machen.

»Ich möchte doch wissen wie ich daran bin,« murrte Jean Touril.

»Wir haben Zeit,« unterbrach ihn Asträa; »wir müssen an dieser Stelle bleiben.«

»Warum?«

»Weil Du den Flambart entfernen mußt, wie Du das Wachtschiff entfernt hast, wenn er ankommt bevor Victoria fort ist.«

»So! . . .« sagte Jean Touril verwundert. »Sage mir Alles, wir sind jetzt allein.«

»Ich kann mich kurz fassen.«

Sie sah ihn lachend an.

»Ich will Marquise werden,« sagte sie, sich zierend.

»Wirklich!« erwiederte Jean Touril, sehr überrascht; aber er setzte sogleich hinzu: »Ich finde es ganz begreiflich.«

»Der Zufall will es auch,« setzte die Morgatte hinzu; »denn wäre Victoria fünf Minuten länger zu Hause geblieben, so würde sie den Brief erhalten haben, der ihr die Rückkehr ihres Marquis meldete. Der Brief ist da; der Postbote hat ihn abgegeben . . . Wir im Schlosse haben zwei Briefe erhalten, einen von dem Marquis und einen von Sulpice. Der Brief des Marquis meldete uns seine Ankunft für diesen Abend, mit Vorbehalt unvorhergesehener Hindernisse, und forderte uns auf, den Brief des Schiffers Sulpice den Zollwächtern am Cap Frehel auf eine geschickte Weise in die Hände zu spielen.«

»Um die Zollwächter zu täuschen?« fragte Jean Touril, der sich auf seinen Scharfsinn viel einbildete.

»Ja wohl . . . und diesen Brief habe ich der kleinen Demoiselle Victoria gezeigt.«

»Es wundert mich nicht mehr, daß sie wie eine Todte aussah, während Du mit ihr sprachst!«

»Ohne den Brief würde sie mir nicht geglaubt haben,« fuhr Asträa fort. »Der Patron Sulpice hat einen sehr guten Gedanken gehabt.«

»Aber um Marquise zu werden,« entgegnete Touril, »brauchst Du den Marquis Anton.«

»Ihn oder einen Andern . . . Die Erbschaft gehört ihm von Rechtswegen, er verdient daher den Vorzug.«

»Ja, es ist am sichersten . . . Aber mit dem Marquis Anton kannst Du nicht nach Paris gehen . . .«

»Wegen seiner Verurtheilung?« unterbrach ihn die Morgatte mit stolzem Lächeln. »Ich habe das Alles wohl erwogen. Auf der Insel Jersey wird geheirathet, und dann gehe ich sogleich nach Grandville. Ich falle dem Könige mit einem Trauerschleier zu Füßen. Die schwarzen Spitzen werden mir sehr schön stehen; mein blasses Gesicht wird den König rühren, und der Marquis wird begnadigt. Ganz Paris wird von der jungen Marquise Rostan de Maurepar sprechen, und wenn sie ihren Gemal aus der Verbannung holt, wird man sich in allen Salons um sie reißen.«

Jean Touril gähnte. Was die Morgatte erzählte, war ihm sehr gleichgiltig.

»Wenn wir in der Folge uneins werden,« fuhr Asträa fort, »wird man ihn für undankbar halten, und das Unrecht ist auf seiner Seite.«

»Aber,« entgegnete der Quacksalber, »der Marquis kommt ja nicht um deinetwillen hierher.«

»Er wird seine Victoria nicht mehr finden,« sagte die Morgatte mit entsetzlicher Ruhe.

»Er wird sie suchen, wenn er sie liebt.«

»Ich glaube, daß er sie geliebt hat, aber es sind neun Monate verflossen, und die Männer vergessen schnell ... Er wird sich morgen bei Tagesanbruch wieder einschiffen müssen. Bis dahin werde ich ihm zu thun machen.«

»Aber wenn er Dich verschmäht?«

»Das werde ich in einer Stunde erfahren,« erwiederte die Morgatte; »er wird es zu bereuen haben.«

Der Mond, der im ersten Viertel stand, war hinter den fernen Hügeln von Niederbretagne untergegangen. Auf dem Meere lag tiefe Finsterniß; nur der Vordergrund wurde von Minute zu Minute von dem Leuchtthurm erhellt. Man sah keinen »Flambart« mehr, und das Wachtschiff war verschwunden.

Tiefe Stille herrschte auf dem Strande.

»In der Mövenhöhle ist nichts mehr zu hören,« sagte Jean Touril.

»Nein, gar nichts,« erwiederte die Morgatte zerstreut.

»Wenn sie in der Grotte gestorben wäre!«

»Das wäre wohl möglich,« sagte Asträa, ihren Gedanken nachhangend.

Nach einer kleinen Pause setzte sie hinzu:

»Wenn der Marquis nicht will, so heirathe ich den großen Rostan.«

»Das wäre eine glänzende Partie!« lachte der Quacksalber.

Die Morgatte machte ein finsteres Gesicht.

»Er wäre mir der Liebste,« sagte sie.

»Der Schlemmer, der Tagedieb, der keinen Groschen besitzt und jeder Schürze nachläuft . . .«

»Er ist schöner und stärker als der Marquis!«

»Er ist aber Familienvater,« setzte Jean Touril hinzu.

»Das Alles habe ich wohl bedacht,« erwiederte die Morgatte. »Mich dünkt, morgen werden seine Habseligkeiten öffentlich versteigert.«

»Ja, morgen. Ich habe den Gerichtsdiener von Phébérel angetrieben, weil Du es wünschtest, ich weiß nicht warum.«

Asträa lehnte den Kopf an Touril's Schulter.

»Wenn ich Marquise in Paris bin,« sagte sie leise, wie mit sich selbst redend, »würde ich meine eigene Geschichte nicht glauben, wenn man sie mir erzählte.«

»Aber der große Rostan ist kein Marquis,« sagte Jean Touril.

»Er wird es schon werden.«

»Er liebt seine Frau Magdalena . . .«

»Das ist nicht von Dauer.«

Sie knüpfte in ihrer Zerstreuung die Jacke des Quacksalbers von oben bis unten zu.

»Ich bekomme einen schönen Marquis,« dachte sie halb laut. »Er weiß selbst nicht, daß er mein ist. Er hat Alle betrogen; ich werde um den Preis meines ersten Kusses seine ganze Willenskraft, sein Gewissen, seine Zukunft von ihm kaufen.«

»O, Du bist die Perle der Teufel!« sagte Jean Touril frohlockend und wiegte sie auf seinen Knieen wie ein Kind.

»Still!« sagte die Morgatte, den Finger auf den Mund legend.

Ein leises Geräusch kam von der Grotte her. Asträa stand langsam auf.

»Wir sind zu weit entfernt,« sagte sie; »wir würden nichts sehen.«

Sie ging behutsam bis auf den sandigen Strand hinunter und versteckte sich zwischen den untersten Felsen. Victoria kam eben aus der Grotte. Sie trug ihr Kind. Die Ziege folgte.

Victoria ging langsam auf dem Strande fort. Man konnte sie schluchzen hören. Die Ziege meckerte von Zeit zu Zeit.

Asträa hielt den Athem an.

»Wohin geht sie?« flüsterte der Quacksalber der ihr gefolgt war, mit bebender Stimme.

Asträa antwortete nicht.

Victoria ging um den Felsenvorsprnng und schlug den Fußpfad ein, auf welchem sie gekommen war.

Jean Touril athmete tief auf.

»Ich glaubte, sie wollte sich ins Wasser stürzen,« sagte er und wischte sich den Angstschweiß von der Stirn.

»Noch nicht,« flüsterte die Morgatte.

»Noch nicht?« wiederholte Touril, erschrocken zurücktretend. »Hast Du es errathen?«

»Was denn?«

»Sie geht nach Saint-Cast zu der Eiche!«

Asträa nickte schweigend, der Quacksalber schauderte.

»Es sind schon viele Andere dahin gegangen,« sagte Asträa; »ihrer Tochter wird es gehen wie mir; sie wird Glück haben . . . Jetzt kann ihr Marquis kommen!«

Diese letzten Worte schienen eine Zauberkraft zu haben, denn man hörte jenes eigenthümliche Geräusch des am Holze streifenden Takelwerks. Die Strahlen des Leuchtthurms fielen plötzlich auf das dunkle Segelwerk des Küstenfahrers, der mit großer Keckheit ganz nahe am Strande hin segelte und dadurch wenigstens eine genaue Kenntniß des Meeresgrundes bewies.

»Backbord gegen den Wind! Steuerbord gewendet!« befahl eine gedämpfte Stimme.

Der »Flambart« begann langsamer zu fahren und hielt dann an wie ein Boot, dessen Ruder rückwärts arbeiten. Auf dem Hinterdeck knarrten die Winden; der Kiel einer Schaluppe berührte die Wellen. Gleich darauf hörte man auf dem Strande die dumpfen, gemessenen Schläge der mit Stroh umwundenen Ruder. Der »Flambart« wendete um und fuhr auf das Cap zu.

Die Schaluppe stieß höchstens fünfzig Schritte von Jean Touril und der Morgatte ans Land.

»Es ist stockfinster,« sagte die Stimme eines jungen Mannes.

»Das ist der Marquis Anton,« sagte Asträa leise.

Eine andere tiefere Stimme antwortete:

»Die Grotte ist dort gerade vor uns.«

»Das ist der Schurke Sulpice,« murrte der Quacksalber.

Sulpice mochte ihm wohl vor Zeiten übel mitgespielt haben. Jean Touril besaß große Körperkraft, aber er steckte gern Schläge ein, um sie denen, die sich nicht wehrten, gelegentlich zurückzugeben.

»Wenn sich die Laterne des Leuchtthurms nach dieser

Seite dreht, werden Sie den kleinen Strand erkennen,« setzte die zweite Stimme hinzu.

Der Lichtschimmer kam und beleuchtete das feuchte Seegras und die glänzenden Glimmerfelsen.

»Lege Dich platt auf die Erde!« flüsterte die Morgatte ihrem Begleiter zu.

Jean Touril folgte rasch ihrem Beispiel. Sie konnten nun den jungen Marquis und Sulpice, beide in Mäntel gehüllt, deutlich erkennen. In der Schaluppe war nur ein Matrose zurückgeblieben.

»Mich dünkt, es regte sich etwas in den Felsen,« sagte Sulpice.

Der Marquis eilte schon über den Strand, um in die Grotte zu gelangen.

Der Brief, den der Postbote im Hause abgegeben hatte, bestellte die arme Victoria an diesen Ort. Das Herz des Marquis pochte ungestüm. Er glaubte Victoria unfehlbar in der Mövenhöhle zu finden.

Sulpice sagte zu dem Matrosen in der Schaluppe:

»Roblot, Du erwartest uns drüben in der kleinen Bucht. Du hast doch deine Uhr bei Dir?«

»Ja, Patron.«

»Wenn wir um Mitternacht nicht wieder da sind, so ruderst Du, sobald die Flut eintritt, um das Cap und wartest unterhalb Tréguz.«

»Sehr wohl, Patron.«

»Du mußt so wenig wie möglich singen und den Deckel deiner Pfeife schließen.«

»Es soll geschehen, Patron.«

Nachdem diese Verabredung getroffen war, ging Sulpice ebenfalls auf die Grotte zu.

Roblot warf den Schiffshaken aus, schlug Feuer und trällerte ein Liedchen.

Die Pfeife brannte; der Matrose schloß den Deckel und hüllte sich in seinen Filzmantel, um in der Schaluppe Wache zu halten.

»Victoria!« rief der junge Marquis am Eingange der Grotte.

»Er ist eben recht gekommen!« flüsterte Jean Touril.

»Der Brief . . .« begann die Morgatte, die das verabredete Stelldichein ahnte.

Sie hielt inne und setzte hinzu:

»Sulpice, schaut hierher!«

Beide lagen platt auf der Erde, wie ein Hase, der sich in eine Furche drückt.

»Victoria! Victoria!« rief der junge Marquis noch einmal.

Sulpice blieb fünfundzwanzig Schritte von den Felsen stehen; er sah nur braune, mit Seegras und Muscheln bedeckte Steine. Er trat in die Grotte und sagte:

»Wir sind zu früh gekommen, die kleine Demoiselle wird bald erscheinen.«

Asträa stand auf.

»Das hat man davon!« murmelte der Quacksalber und betastete seine Kniee; »man legt sich platt auf die Erde, wie ein Narr, und zerreißt die Kleider!«

»Ich werde sie schon flicken,« versprach Asträa, und hielt ihm ihre brennend heiße Hand auf den Mund.

Sie sagte dies in einem Tone, als hätte sie ein schmollendes Kind beschwichtigen wollen; aber sie setzte mit ganz veränderter Stimme hinzu:

»Ich bleibe hier; meine Anwesenheit ist nothwendig. Es ist Zeit, daß Du zum Thurm hinauf gehst.«

»Sage was ich zu thun habe, wenn ich entschlossen handeln soll,« erwiederte Jean Touril.

Die Morgatte besann sich keinen Augenblick; es stand Alles klar vor ihrer Seele.

»Ich habe Dir gesagt, daß diese Nacht geschossen werden muß,« sagte sie, ohne sich zu besinnen. »Jetzt, nachdem ich gehört habe, daß der Marquis die kleine Victoria rief, weiß ich mehr als zuvor. Hast Du wohl bemerkt, wie seine Stimme zitterte? Er liebt sie noch. Ich zähle nicht mehr auf ihn. Ich will nur zur Beruhigung meines Gewissens noch einen Versuch machen . . . Schüsse werden diesen Abend bei Roche-Guyette gewechselt werden. Die Schmugglerbarke war bei Sonnenuntergang sichtbar und das Wachtschiff macht Jagd auf sie. Man braucht nur dem Postencommandanten unter der Hand einen Wink zu geben.«

»Aber ich sehe nicht ein, warum wir schießen sollen.«

»Weil ein Mensch sterben muß . . .«

Jean Touril blies die Backen auf.

»Wenigstens Einer muß sterben, ehe morgen die Sonne aufgeht,« setzte die Morgatte hinzu.

»Wer denn?« fragte der Quacksalber.

Asträa fuhr fort, ohne diese Frage zu beantworten:

»Die Leute in der Umgegend müssen sagen können: Die Zollwächter auf dem Vorgebirge haben auf's Gerathewohl geschossen.«

»Wer denn?« wiederholte Jean Touril.

»Vielleicht zwei,« sagte Asträa, noch immer ausweichend, »je nachdem die Sache ausfällt.«

Da Touril noch immer seine Kniee rieb, nahm die

Morgatte zwei Stecknadeln von ihrem Mieder und legte den ersten vorläufigen Verband auf die Wunden des alten Beinkleides.

»Das hält nicht,« murrte der Quacksalber. »Ich dachte mir immer, Du würdest mir davon gehen, Du kleiner Satan . . . das linke Bein ist in der Ordnung . . . Du weißt, daß ich kein Freund von Raufereien bin; wenn's blutige Köpfe setzt, so habe ich mit der ganzen Geschichte nichts zu thun.«

»Aber bedenke doch, daß die siebenhunderttausend Francs morgen für uns verloren sind,« sagte die Morgatte. »Diese Nacht werden wir reich . . . oder nie!«

V.

Der Posten.

Die Morgatte und Jean Touril hatten sich von dem Eingange der Grotte entfernt. Sie warteten in einer Felsenkluft, in welche die Strahlen des Leuchtthurmes nicht drangen.

»Wir haben zwei Nester aufzusuchen,« fuhr Asträa fort: »in dem einen liegen die fünfhunderttausend Francs, und dieses ist sehr versteckt, denn wir suchen es seit drei Jahren vergebens; das andere ist ganz frisch gebaut und enthält den Kaufpreis für das Schloß und die Schäferei. Ich fürchtete, das erste Nest sey in Jersey . . .«

»Das wäre sehr fatal,« erwiederte Jean Touril.

»Es ist in Frankreich,« sagte Asträa. »An dem Tage, als meine Pathe irre zu reden begann, befahl sie wohl zwanzigmal, ihr Himmelbett unberührt zu lassen.«

»Wir lassen es nicht unberührt!« sagte der Quacksalber frohlockend.

»Das zweite Nest,« fuhr die Morgatte fort, »ist im Pfarrhause zu Plouesnon.«

»Woher weißt Du das, Du Erzschelm?« fragte Touril, der seinen einschmeichelnden, bewundernden Ton wieder annahm.

»Ich weiß es,« antwortete Asträa wie das erste Mal.

»Der Pfarrer ist aber ein frommer Mann...«

»Er hat einen Neffen.«

»Das ist wahr... Man könnte mit dem zweiten Nest immerhin zufrieden seyn.«

Asträa fuhr auf.

»Ich will Alles,« sagte sie mit leidenschaftlicher Geberde; »es gibt Leute, die noch reicher sind!«

»Aber . . .« fragte Jean Touril schüchtern, »dachtest Du denn an den Pfarrer, als Du von den beiden Männern sprachst, die . . . Du verstehst mich?«

»Die sterben müssen?«

Jean Touril nickte bejahend. Asträa zuckte die Achseln.

»In einer Viertelstunde, höchstens in einer halben Stunde,« sagte sie, »wird der Patron Sulpice die Grotte verlassen. Der Marquis wird allein darin bleiben . . . Ich sehe wohl, daß sie auf Victoria zählen, um Erkundigungen einzuziehen und zu erfahren, wie weit sich der Marquis auf seinen Besitzungen wagen darf . . . Sulpice wird gerades Weges nach Plouesnon gehen . . . bei seiner Rückkehr bringt er die zweihunderttausend Francs in Banknoten mit . . . so nennt man die Zettel, die besser sind als Gold.«

»Woher weißt Du das?« fragte Jean Touril, der kaum wußte was er sprach.

»Wenn das große Nest nicht unter dem Bett meiner Pathe ist,« fuhr die Morgatte fort, »so bringt Sulpice auch die siebenhunderttausend Francs mit.«

»Und er kommt über die Haide?«

»Ja, mitten in der Nacht.«

»Ganz allein? . . .«

»Wahrscheinlich; der Marquis müßte denn mit ihm gehen.«

Jean Touril umfaßte sie mit seinen starken Armen und hob sie frohlockend von der Erde auf.

»Woher weißt Du das?« rief er. »Sprich, Du Erzschelm, mein Herzenskind: woher weißt Du das?«

»Der Pfarrer hat seinen Brief im Schlosse geschrieben,« antwortete Asträa. »Ich habe mich immer gestellt, als ob ich nicht lesen könnte. Während der Pfarrer die Oblaten zum Siegeln suchte, las ich den Brief.«

»Und das Alles stand darin?«

»Es ließ sich wenigstens herauslesen.«

»Sieh doch!« sagte der Quacksalber, »in der Grotte scheint Licht zu seyn.«

In der Felsenspalte zeigte sich wirklich ein matter Lichtschimmer.

»Sie warten,« sagte die Morgatte. »Jetzt ist es Zeit, zum Leuchtthurm hinauf zu gehen.«

»Die Grünröcke werden über meine zerrissenen Hosen lachen,« erwiederte der Quacksalber, der sich über die Löcher an den Knieen noch immer nicht zufrieden geben konnte. »Ich halte sonst immer etwas auf saubere Kleidung. Ich

könnte geschwind einen Sprung nach Hause machen und andere Hosen anziehen . . . was sagst Du dazu?«

»Ich sage, daß Du gerades Wegs hinauf klettern sollst . . . Merke wohl was ich sage: der große Rostan ist in Matignon, um Geld zu borgen; er wird kein Geld bekommen. In einer Stunde, längstens in anderthalb Stunden geht er nach Hause . . . Das müssen wir verhindern, er darf nicht ins Haus.«

»Dabei fällt mir ein,« sagte Touril hastig, »daß seine Frau ihre Entbindung erwartet. Man hat heute zu mir geschickt; wenn ich nicht zur rechten Zeit da bin, verliere ich drei Francs zehn Sous!«

Er schnitt ein Gesicht, weil ihn die Morgatte mit der Kraft eines Mannes beim Arm faßte.

»Er darf nicht nach Hause!« wiederholte sie. »Es gibt zwei Wege. Du gehst an dem Wachposten vorbei und wartest auf der Haide; ich laure auf dem Fußpfade, der durch den Hochwald von Maurepar führt.«

»Gut, es bleibt bei der Abrede . . . Küsse mich, Du Erzschelm, und auf baldiges Wiedersehen!«

»Auf baldiges Wiedersehen!« erwiederte die Morgatte, die ihm zwei derbe Küsse auf die Wangen gab.

Jean Touril entfernte sich auf dem Fußpfade, der im Zickzack zu dem Leuchtthurm hinan führte. Es wäre ihm gar nicht unlieb gewesen, sich in der Wachtstube ein Weilchen zu wärmen, wenn er nicht gefürchtet hätte, sich mit seinen zerrissenen Beinkleidern zum Gespött der Zollwächter zu machen. Er hatte mehr als einem der Letzteren gratis Blut abgezapft, denn die Behörden haben immer Vorrechte. Auf dem Wachtposten war er sehr wohl gelitten; aber ein an-

ständiger Mann fühlt sich mit Löchern vor den Knieen nie behaglich.

Die Morgatte war auf dem Strande allein zurückgeblieben. Sie setzte sich und zog die Capuze ihres kurzen Mantels über den Kopf.

Ihr Entschluß war gefaßt. Alle Verhältnisse standen klar vor ihrer Seele, und sie prüfte ihr Inneres, ohne sich zu wundern oder vor sich selber zu erschrecken. Gewissensbisse kannte sie nicht. Ihr Vorhaben schien ihr schwierig, aber keineswegs sträflich. Höchstens hätte man sagen können, daß sie sich einer feierlichen, traurigen Stimmung, in welcher sich ein Heerführer vor der Schlacht befindet, nicht erwehren konnte.

Sie besaß ein ehernes Herz. Das Feuer erweicht und schmelzt die Metalle; aber dieses Erz war von der Leidenschaft noch nicht berührt worden.

Asträa hatte nur eine Leidenschaft, die noch unklare, aber heftige Sehnsucht nach dem Unbekannten. Sie hatte die Welt nicht gesehen; aber es gibt Landmädchen, die den Prunk und die Genüsse der großen Städte in ihren Träumen sehen, die sich eine eigene, wundervolle Welt schaffen, und wenn sie endlich Paris, das wirkliche Paris sehen, vor dem Idol niederknien und ausrufen: Unsere Träume waren nichts im Vergleich mit der Wirklichkeit!

Wer nach Paris kommt und sich enttäuscht fühlt, ist entweder ein grundehrlicher oder ein ungeheuer dummer Mensch. Die grundehrlichen Menschen sind selten, aber die Vorsehung hat die Anderen in großer Menge auf der Erde vertheilt, damit die ganze Menschheit nicht nach Paris ströme; die Vollblutrace der Pariser würde dadurch allzu sehr belästigt werden.

Die weißen Bären fühlen sich in den Tropenländern höchst unbehaglich; die Windhunde erfrieren in Rußland. Jedes Wesen hat sein Klima, seine Umgebung, wo es frei athmet und sich glücklich fühlt. Abgesehen von der stupiden Masse, die in ihrer Gesammtheit nur ein Ding ist, auf welchem man geht, wie das Steinpflaster oder der Asphalt, ist Paris nur für große Laster und große Kräfte geeignet. Die großen Laster gedeihen, die hohen Tugenden entwickeln sich und finden einen großen Spielraum.

Wer für Paris geeignet ist, erkennt es auf den ersten Blick und fühlt, daß anderswo das Exil war, und wenn er tausend Meilen weit herkommt, findet er hier eine Heimat. Nicht die Heimat, wo man geboren wird, sondern die Heimat, wo Freuden und Leiden größer sind als anderswo, den Tummelplatz der Leidenschaften und Kämpfe.

Die achtzehnjährigen Landmädchen wohnen weit, weit entfernt von dem Eldorado ihrer Träume unter dem Strohdache; ihre Kleidung ist ein buntes Mieder und ein grobes, wollenes Röckchen; ihre Füßchen tanzen in zu großen Holzschuhen. Viele sind eben so liebenswürdig wie schön; es gibt aber auch Andere, deren sittlicher Zustand einen Diplomatencongreß in Schrecken setzen würde. Sie kommen zu Fuß oder mit Fuhrgelegenheit, wie es eben geht, nach der Riesenstadt, dem Mittelpunkt aller ihrer Gedanken und Wünsche; sie würden auf den Köpfen nach Paris gehen, wenn es seyn müßte. Sie sind der Krebsschaden und die Zierde von Paris.

Pariß betrachtet sie als Schooßkinder und gibt ihnen den Vorzug vor seinen eigenen Töchtern.

Auf der weiten Reise straucheln die Amazonen jedoch

zuweilen und sinken auf deu Bänken der Schwurgerichte nieder. Diese sind ihrem Schicksal verfallen. Sie erfüllen die Geschwornen und die Zuhörer mit Schrecken. Der Gerichtshof bemüht sich vergebens, diese bodenlosen Abgründe zu erforschen. Was den Gefängnissen zugeführt wird, geht für Paris verloren. Ich habe als neunzehnjähriger Advocat wahre Ungeheuer an Schönheit und Genie gesehen.

Die Morgatte sagte in ihrem Versteck zu sich selbst:

»Ich würde ein weiches, schwaches Gemüth bekommen haben, wenn ich eine Mutter gehabt hätte. Die Töchter »der großen Eiche« haben Glück, weil sie ihre Mutter nie gekannt haben.«

Sie schlug die Arme unter und streckte sich auf dem harten Gestein aus, als ob es ein schwellender Teppich gewesen wäre.

»Vielleicht,« flüsterte sie, »werde ich lieben lernen, wenn ich sehr reich bin!«

Der Ostwind hatte die Wolken vertrieben, und der gestirnte Himmel verbreitete ein mattes Licht. Man hätte die Gesichtszüge der Morgatte in ihren edlen, kühnen Umrissen unterscheiden können. Ihre Augen hatten einen träumerischen Ausdruck; ein wohlgefälliges Lächeln spielte um ihre Lippen.

Später — wir setzen dies wegen der oberflächlichen Beurtheiler hinzu, die Alles, was sie nicht verstehen, für unwahrscheinlich zu erklären pflegen — später erwacht die Weiblichkeit in ihnen. Das Erschreckliche erfüllt sie mit Schrecken; das Erschütternde ergreift ihr Herz; das Rührende stimmt sie zur Wehmuth.

Mit achtzehn Jahren sind sie noch Kinder und schon

Dämonen. Die Unwissenheit ist verstockt, wie die einseitige Erfahrung. Ihre Hände sind die gefährlichsten unter allen, die eine Waffe halten.

»Ich bin's, Jean Touril von Plouesnon,« sagte der Quacksalber, indem er leise an die Thüre des Wachtpostens klopfte.

»Siehe da, das ist Bistouri!« sagten einige Stimmen in dem untern Zimmer des Thurmes.

Einer der Zollwächter fragte:

»Was in aller Welt wollt Ihr denn so spät, Nachbar Bistouri?«

»Ich heiße Jean Touril,« erwiederte der Quacksalber ernsthaft, »so wie Ihr Pierre Gandeau heißt. Wenn man wollte, könnte man eben so gut Fricandeau auf Gandeau, wie Bistouri auf Jean Touril reimen . . . Laßt mich ein.«

Im Wachtzimmer wurde gelacht.

»Geh' nur, Fricandeau,« sagten mehre Stimmen, »und laß' Bistouri ein.«

»Die Tagdiebe wollen sich über alle Leute lustig machen,« dachte Touril. »Ich wette, sie werden sogleich meine zerrissenen Hosen als Zielscheibe nehmen.«

»Kommt Ihr in Dienstsachen?« fragte Pierre Gandeau, ehe er die Thüre öffnete.

»Ja, ja, in Dienstsachen . . . Ich will meinen Hut vor die Löcher halten,« setzte er im Gedanken hinzu.

Die massive Thür that sich auf. Jean Touril trat ein und verbarg seine Kniee so gut wie möglich hinter dem Hut.

»Guten Abend,« sagte er. »Es geht ein kühler Wind.

Das Wetter hat sich aufgeklärt, und es wird schön bleiben, wenn sich's beim Eintritt der Flut nicht wieder trübt.«

Es saßen etwa sechs Grünröcke um den großen Camin, in welchem ein großes Holzfeuer von ausgeworfenen Schiffstrümmern brannte. Man machte dem Quacksalber Platz auf einer Bank.

Es war eine Wachtstube mit Feldbett und Gewehrhaken.

»Nun, Gevatter Touril,« sagte Pierre Gandeau, der Corporal, »Ihr wollt Euch nicht Bistouri nennen lassen?«

»Möchtet Ihr denn gern Fricandeau heißen, Freund Gandeau? Ein Name ist ein Name. Jeder Mann hat den seinigen . . . Was gibt's Neues?«

»Diese Frage richten wir an Euch,« antwortete der Sergent, der den Posten commandirte.

»Bei uns,« sagte Touril, seine Pfeife hervorziehend, »braucht das Getreide schönes Wetter.«

Die Zollwächter rauchten köstlichen Tabak, der den Schmugglern abgenommen worden war. Der Sergent reichte dem Gaste seine »Blase«, deren duftender Inhalt ihm nichts kostete. Jean Touril machte einen Versuch, seine Pfeife zu stopfen, ohne den Hut loszulassen und die Würde seiner Knie preiszugeben.

»Setzt doch den Hut auf,« sagte Pierre Gandeau. Der Quacksalber leistete der Einladung keine Folge; man wollte ihn aus Höflichkeit zwingen, aber er sträubte sich mit Erfolg.

»Hübscher Tabak!« sagte er seine Pfeife anzündend. »Vermuthlich den Schmugglern vom »Requin« abgejagt?«

»Nein, der Tabak ist von der »Plie,« die eine tüchtige Ladung am Bord hatte.«

»Wahrhaftig, ich würde unter die Zollwache gehen, wenn ich jünger wäre . . . Ist der Capitän Morlan hier in der Nähe?«

»Er ist in St. Malo.«

»Und der Lieutenant Géraud?«

»Auf dem Wachtschiffe.«

»So! auf dem Wachtschiffe ist er?«

Die Zollwächter lachten. Gandeau erwiederte mit einem pfiffigen Blicke:

»Der Lieutenant hat seine Dame, die in Dinart wohnt, lange nicht gesehen.«

»Gut, gut . . . Ich dachte es wohl.«

»Was denn? Ist er Euch begegnet?«

»Und der Unterlieutenant Rouair?« fragte der Quacksalber weiter, ohne eine Antwort zu geben.

»Er schläft.«

»Ihr müßt ihn wecken, liebe Leute,« sagte Jean Touril, der die Pfeife aus dem Munde nahm.

Die Zollwächter sahen einander an.

»Gibt's denn etwas Wichtiges?« fragten die Douaniers der Reihe nach.

»Ich glaube wohl,« erwiederte Touril.

Man weckte den jungen Offizier, der in sehr übler Laune herunter kam. Jean Touril stand auf, ohne seinen Hut von den Knieen zu nehmen, und machte eine ernste Verbeugung.

»Entschuldigen Sie, Herr Lieutenant,« sagte er. »Es ist Pflicht jedes guten Bürgers, die Regierung vor Schaden zu bewahren . . .«

»Sind Schmuggler in der Nähe?« unterbrach ihn der Unterlieutenant.

»Ja wohl, Schmuggler, und noch mehr dergleichen. Ich bin nicht von gestern, und weiß wohl was ich sage . . . Unsereins muß Armen und Reichen zu Diensten stehen. Die gute alte Marquise liegt in den letzten Zügen, und ich ging nach Tréguz zu Minot, die mir nie einen Heller für meine Visiten gegeben hat. Was sah ich unterwegs am Wasser? Ich würde Ihnen sagen: rathen Sie; aber Sie haben keine Zeit zu verlieren und ich auch nicht. Ich habe etwas gesehen, was Sie gern gesehen hätten: Drei schmucke Bursche, die bei Roche-Guyotte schottische Leinwand und Spitzen ausschifften.«

»Ist es noch Zeit, sie zu ertappen?« fragte der Unterlieutenant.

»Es ist noch Zeit, den Versuch zu machen,« antwortete Jean Touril. »Es ist freilich kaum ein Jahr, daß drei Douaniers ihr Leben verloren . . . Und ich habe noch mehr gesehen.«

»Die ganze Mannschaft muß geweckt werden!« befahl der junge Offizier; »wir rücken mit den Waffen aus.«

»Wie gesagt, ich habe noch mehr gesehen,« fuhr Jean Touril fort. »Ich hörte zu meinem Erstaunen, der Lieutenant Géraud sey auf dem Wachtschiffe. Wäre der Lieutenant am Bord gewesen, so hätte sich das Wachtschiff gewiß nicht hinters Licht führen lassen.«

»Was meint Ihr, Nachbar Touril?«

»Hören Sie nur . . . das Wachtschiff fuhr mit günstigem Winde, daß es eine Freude war. Noch drei Minuten und das Schmugglerschiff wäre ihm in den Wurf gekommen. Ich ging bis an den Rand der Felsenküste, um zu sehen; aber unter mir rief eine Stimme: »Haho, Wachtschiff!« so laut und regelrecht, als ob's Jemand von der Zoll-

wache gewesen wäre. »Wer spricht?« fragte der Commandant des Wachtschiffes. — »Der Lieutenant vom Posten!« antwortete der Schlaukopf aus seiner Felsenkluft und begann nun nach Herzenslust zu lügen. Kurz und gut, das Wachtschiff machte Rechts umkehrt, um die Schmuggler bei Saint-Cast zu suchen.«

Der Unterlieutenant unterbrach die Erzählung durch einen derben Fluch.

»Sie sehen wohl ein,« fuhr der Quacksalber fort, »daß ich kein Wort sagen konnte. Die Schmuggler waren bis an die Zähne bewaffnet.«

»Waren Leute aus dieser Gegend bei ihnen?« fragte der Offizier.

»Das kann ich nicht sagen, Herr Lieutenant. Es ist stockfinster . . . und das Feuer leuchtet nicht in die Felsenklüfte hinein . . . Aber ich habe Verdacht auf den kleinen Schäfer Sulpice und den garstigen Toto Gicquel. Diesen Beiden ist nicht zu trauen.«

Der Unterlieutenant trat auf Jean Touril zu und flüsterte:

»Ihr kommt vom Schlosse; spricht man dort nicht von dem jungen Marquis?«

»Ach Gott!« rief der Quacksalber, »habe ich's Ihnen noch nicht gesagt? Der arme Marquis ist todt.«

Er nahm, ohne seinen Hut von den Knieen wegzuziehen, den Brief des Patrons Sulpice aus der Tasche. Während der Offizier las, setzte er hinzu:

»Der große Rostan wird ein reicher Cavalier! . . . Die kleine Victoria ist gar holdselig und lieblich, Herr Lieutenant; da ist etwas zu machen . . . Die ganze Erbschaft fällt ihr und ihrer Schwester zu.«

Die Mannschaft des Postens, die inzwischen unter die Waffen getreten war, wurde in zwei Rotten getheilt. Im Wachtzimmer blieben vier Mann zurück. Der Sergent führte die eine Rotte, der Unterlieutenant die andere. Jean Touril wurde aufgefordert, den Führer zu machen.

»Ich habe zwei Patienten, die mich erwarten,« antwortete er. »Einen unweit Saint-Cast, den andern in Plouesnon. Wenn's reiche Leute wären, würde ich sagen, sie können warten, aber einen armen Teufel lasse ich nie warten . . . Ich wünsche viel Glück, Herr Lieutenant.«

»Ich danke für die Nachricht. Ich werde eure guten Dienste in meinem Rapport erwähnen.«

»Gute Nacht . . . gute Nacht, Gevatter Bistouri!«

Die beiden Rotten nahmen den Weg über die Haide.

»Hinsichtlich des Wachtschiffes habe ich die reine Wahrheit gesagt,« dachte der Quacksalber; »ich lüge nie!«

Dann sagte er frohlockend: »Meine Knie hat Niemand gesehen!«

VI.

Die Wiege.

Während sich Asträa mit Jean Touril, ihrem muthmaßlichen Oheim und künftigen Cassier, unterhielt; während der Matrose Roblot die zweiundsiebenzig Strophen des zu Ehren der schönen Manon Fouyour gedichteten Liedes sang, suchten sich der junge Marquis und sein Begleiter Sulpice in der Grotte zu verlieren.

»Sie ist nicht gekommen!« sagte der Marquis verdrießlich, nachdem er Victoria mindestens zehnmal gerufen

hatte. »Da siehst Du, wie die Weiber sind, alter Sulpice! So lange ich nichts von mir hören ließ, hat Victoria geweint, gebetet, was weiß ich! Ich schreibe ihr Tag und Stunde meiner Ankunft, und befinde mich allein an dem bezeichneten Orte!«

»Wer weiß ob sie den Brief erhalten hat?« erwiederte Sulpice. »Der große Rostan ist ein sonderbarer Kauz; wenn er anders hieße, würde ich ihn einen Schurken nennen. Die ganze Wirthschaft geht zu Grunde. Die Spitzenschmuggler haben mir gesagt, er habe das Geld der armen Victoria durchgebracht. Ein solcher Mensch mag wohl einen Brief unterschlagen.«

»Ach! wenn ich sie hier gefunden hätte,« sagte der Marquis seufzend; »wenn sie mich mit Freudenthränen empfangen hätte, welche glückliche Vorbedeutung! Sie würde, an meinem Halse hangend, gesagt haben: Anton, deine Großmutter befindet sich besser . . .«

Er konnte in der Dunkelheit nicht sehen, daß Sulpice zweifelnd den Kopf schüttelte.

»Und diese gute Nachricht wäre aus ihrem Munde doppelt erfreulich gewesen,« setzte der junge Marquis hinzu. »Oder sie hätte mir mit tiefer Betrübniß angezeigt, daß meine Großmutter . . .«

Er stockte. Ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust.

»Ihre Großmutter war so alt, daß man ihr Ende erwarten konnte,« sagte Sulpice.

»Sie hat mir meine Eltern ersetzt, Freund Sulpice.«

»Sie war stolz und hochfahrend gegen Alle, nur gegen mich war sie herzensgut. Du sagst, man habe ihr Ende erwarten müssen; aber ich wurde von ihr noch zärt=

licher, als von meinen jungen Verwandten geliebt. Als wir das letzte Mal hierher kamen, erwartete sie mich auf dem Strande.«

»Sie war eine Rostan!« sagte Sulpice ernst. »Gott sey gelobt, wenn er sie uns erhält. Wenn sie in der bessern Welt ist, will ich bis an mein Ende für sie beten. Aber heute will ich meine Zeit nicht mit Bedauern der Todten verlieren, weil die Lebenden der Hilfe bedürfen. Sie sind der einzige männliche Sprößling des alten Stammes, und Ihre Braut Victoria ist die Tochter meines geliebten seligen Herrn, des Grafen Rostan du Bosq. Ist auch Magdalena nicht zu retten, so soll doch wenigstens Victoria das Ziel ihrer Wünsche erreichen. Es werden wieder gute Zeiten kommen. Sie sollen sehen, ich werde noch in dem großen Saale zu Maurepar Ihre Söhne und Töchter auf dem Schooße schaukeln!«

»Wer weiß!« sagte der junge Marquis. »Die Abwesenden haben immer Unrecht . . .«

»Hegen Sie etwa Argwohn gegen meine kleine Victoria?« fragte Sulpice beleidigt.

Anton antwortete nicht. Er tappte in der Finsterniß umher, und fand den Stein, auf welchem sich Victoria in der Abenddämmerung ausgeruht hatte.

»Es ist sonderbar!« sagte der Patron, der dem Gespräch eine andere Wendung geben wollte; »es riecht hier wie in einem Ziegenstall . . .«

»Weibliche Herzen sind wankelmüthig,« sagte der Marquis, mit sich selbst redend.

»Ich möchte schwören,« setzte Sulpice hinzu, »daß diese Grotte eine Ziege beherbergt hat!«

Er hatte mit dem Fuße an einen weichen Gegenstand gestoßen; er bückte sich und nahm eine Hand voll Gras auf.

»Herr Marquis,« sagte er mit tief bewegter Stimme, »vor einem Monate sagten mir die nach Jersey zurückkehrenden Spitzenschmuggler: die kleine Demoiselle Victoria ist sehr blaß; sie sieht sich sogar nicht mehr gleich . . .«

»Du hast mir das nicht gesagt!« fiel ihm der Marquis ins Wort.

»Warten Sie nur,« sagte der Patron, dessen Stimme immer unsicherer wurde. »Lassen Sie mich ausreden . . . Die Schmuggler sagten: Victoria geht ganz allein zur Kirche und weint; sie muß zwei- oder dreimal still stehen, wenn sie über die Haide geht. Sie lacht nicht mehr, ihr Gesang ist verstummt . . . die arme Victoria! . . . Ich will Gewißheit haben!«

Anton hörte das kratzende Geräusch eines Zündhölzchens, das sein Begleiter anzündete. Als das Licht aufflackerte, stieß Sulpice einen Schrei aus.

»Ich dachte es wohl,« sagte er, »ich habe mich nicht geirrt!«

Anton sah sich erstaunt um. Neben ihm stand ein mit Watte ausgefütterter Korb, der offenbar zu einer Wiege eingerichtet war. Zu seinen Füßen lag ein Bündel Gras und ein halb mit Milch gefüllter Napf. An den Wänden der Grotte waren Leintücher zum Trocknen aufgehängt.

»Sehen Sie,« sagte Sulpice, indem er eine im Sande steckende Kienfackel ergriff, »sie ist in der letzten Nacht hier gewesen, ich würde es beschwören!«

Sulpice zündete die Fackel an. Anton stand auf und hielt die Hand vor die Augen.

»Wer? sie ist hier gewesen?« stammelte er.

Auf dem Steine, von welchem er soeben aufgestanden war, lag ein Schnupftuch von feiner Leinwand. Das Tuch war so naß, als ob es unlängst aus dem Wasser gezogen worden wäre.

»V. R.!« rief der Marquis den Namenszug ansehend. »Das ist sie!«

Er hielt das Schnupftuch an den Mund und zog es hastig wieder zurück.

»Das sind Thränen!« sagte er erblassend.

Sulpice sah in Gedanken das verhängnißvolle Ereigniß, das sich an diesem einsamen Orte zugetragen hatte.

»Gott wird ihr zu Hilfe gekommen seyn!« sagte er, die Hände faltend und niederknieend.

Der Marquis kniete ebenfalls nieder und drückte das feuchte Tuch an seine Lippen.

»Neun Monate!« sagte er. »Ja, es ist wahr. An dieser Stelle schwor ich bei meiner Ehre, sie als meine Gattin heimzuführen.«

Seine Augen füllten sich mit Thränen, während er hinzusetzte:

»Ganz allein! . . . in dieser kalten Felsengrotte . . . O mein Gott! wenn ich das gewußt hätte! . . . Aber wo ist sie? wo ist das Kind?«

Sie lauschten. Draußen war ein leichtes Geräusch zu hören. Sulpice eilte voll Hoffnung auf den Eingang der Grotte zu und schaute auf den Strand hinaus. Er sah nichts. Das Geräusch hatte aufgehört. Es war Jean Touril, der sich zu dem Wachtposten hinauf begab, um die Schüsse zu bestellen, welche die Morgatte in dieser Nacht brauchte.

Sulpice kam zurück. — »Wir müssen warten,« sagte er; »es ist noch nicht spät.«

*

Beide waren ganz gleich gekleidet. Der Marquis war in Seemannstracht. Sulpice war ein Mann von mittlerem Alter, sein edles, ernstes Gesicht war der treue Spiegel seiner biedern, treuen Seele. Der Marquis war sechsundzwanzig Jahre alt, aber er sah mit seinem Lockenhaar und seiner zarten Gesichtsfarbe viel jünger aus. Seine Gesichtszüge waren regelmäßig schön, aber sein Blick war matt.

In seinem Wesen war etwas Weibisches, Süßliches, trotz der Tollkühnheit, die er bei mehr als einer Gelegenheit gezeigt hatte. Die Seeluft hatte sein Gesicht nicht gebräunt, so wenig wie das Exil seinen Charakter gekräftigt hatte.

Er hatte ein vortreffliches Herz, ein weiches Gemüth: aber Sulpice war seine Kraft.

Die Zeit verging. Die Gegenstände, welche Victoria in der Grotte zurückgelassen hatte, ließen nicht den mindesten Zweifel zu; die Wiege, das frische Gras, der Milchnapf, die Leintücher erzählten die traurige, rührende Geschichte. Das noch thränenfeuchte Schnupftuch bewies, daß das arme Mädchen erst vor kurzem da gewesen war.

Aber warum hatte Victoria die Grotte verlassen? Warum hatte sie das Kind mitgenommen? — Sogar die Ziege war nicht mehr da. War sie in ihrem Versteck überrascht worden? Oder hatte sie in ihrer Rathlosigkeit das Kind nach Hause getragen?

Der Marquis hielt das Letztere für wahrscheinlich. Aber Sulpice kannte Victoria besser.

»Sie wird wiederkommen,« sagte er. »Es hat sich etwas ereignet, was wir nicht wissen können. Angenommen, sie habe ihr Geheimniß verloren, was würde daran liegen? Ihre Beschämung soll nur einen Tag gedauert haben, und

wehe dem, der morgen den Namen der jungen Marquise von Maurepar mit höhnischem Lächeln nennt!«

»Sie ist in Rostan's Gewalt,« erwiederte der Marquis. »Ich muß diese Nacht hinüber gehen.«

»Sie würden nicht zurück kommen,« entgegnete Sulpice, »und eine Witwe mit einer Waise hinterlassen!«

Der Marquis sann nach. Die Kienfackel war beinahe herabgebrannt.

»Ich will Erkundigungen einziehen, wenn Sie mir versprechen wollen, hier zu bleiben,« sagte Sulpice.

Anton zögerte noch; er erwiederte: »Ich bin doch schon früher auf das Schloß gegangen, ohne daß mir ein Unglück begegnet ist.«

»Heute lauert die Habsucht!« entgegnete Sulpice. »Versprechen Sie, oder ich bleibe!«

»Du kannst nicht verlangen, daß ich wieder fortgehe, ohne meine Mutter gesehen zu haben.«

»Ich verlange, daß Sie meine Rückkehr erwarten, ehe Sie sich landeinwärts wagen. Wir müssen zu erfahren suchen, wie die Sachen stehen. Das Schloß ist vielleicht mit Kundschaftern umgeben. Mein kleiner Sulpice ist kaum vierzehn Jahre alt, aber wenn er hier wäre, würden wir nicht in Verlegenheit seyn. Ich muß ihn sprechen . . . Ich muß mit dem Pfarrer über die Geldangelegenheit reden . . . Ach! Herr Marquis, das Kind hat ein hartes Lager, aber es soll weich gebettet werden! Es soll einst den Namen Rostan mit Stolz führen.«

»Ich weiß nicht, wie ich auf den Gedanken komme,« erwiederte Anton, »aber ich glaube, daß das Kind todt ist . . . Das thränenfeuchte Schnupftuch . . . die leere Wiege . . . die Ziege, die nicht mehr da ist . . .«

Sulpice erblaßte.

»Herr Marquis,« sagte er aufstehend, »wir haben nur eine Nacht. Mit Gottes Hilfe werden wir Alles vollbringen, und morgen früh werden Sie Weib und Kind und Vermögen bei sich haben . . . Rostan ist ein Verschwender, er ist in Noth und streckt die Hand nach Ihrem Gut aus... Ich ahne, ich weiß es, daß wir nicht nur ihn, sondern auch das Mädchen, das Ihre Großmutter zu sich genommen, gegen uns haben.«

»Die Morgatte!«

»Ja.«

»Sie schien mir vormals sehr zugethan.«

»Gott behüte Sie vor ihrer Freundschaft, noch mehr als vor ihrem Haß! Die Schmuggler und alle Leute in der Umgegend wissen, wie sie es treibt. Sie hat den Mann Magdalenens närrisch gemacht.«

Sulpice nannte den Letztern nicht gern bei seinem Namen.

»Sie ist die Ursache,« fuhr er fort, »daß Ihre Großmutter unter den Händen eines elenden Quacksalbers wie eine Bettlerin verschieden ist, oder verscheiden wird. Es gibt kaum noch gute Diener im Schlosse; die im Dienste Rostan's ergrauten Leute sind entlassen und Schurken an ihre Stelle gesetzt . . . und nicht nur wegen der Zollwächter, sondern auch aus diesem Grunde schrieb ich den Brief, in welchem ich Ihren Tod meldete.«

Sulpice schnallte seinen Gürtel fest und zog seine Pistolen halb aus der zugeknöpften Jacke, um sie gleich bei der Hand zu haben. Dann bückte er sich, um bei der tief herabgebrannten Kienfackel nach der Uhr zu sehen.

»Auf baldiges Wiedersehen,« sagte er. »Ich habe

keine Zeit zu verlieren. Wenn ich um Mitternacht nicht wieder hier bin, so gehen Sie am Strande fort, bis zur Landspitze. Kümmern Sie sich nur nicht um mich.«

Der Marquis nahm seine Hand und drückte sie herzlich.

»Wenn Du um Mitternacht nicht hier bist,« erwiederte er, »so gehe ich hinauf, um zu sehen, was Dich zurückhält. Ich bin über's Meer gekommen, um den Segen meiner Großmutter zu empfangen und meine Braut abzuholen. Ich hätte Dich allein herüberschicken können, wenn wir nicht die Erbschaft von dem Pfarrer in Plouesnon zu empfangen hätten . . . Vergiß nicht: ich will vor dem Bett meiner Großmutter knien; ich will nicht ohne Victoria und nicht ohne Dich abreisen . . . Jetzt geh, und thue was Du kannst.«

Sie umarmten sich. Sulpice blieb eine Weile am Eingange der Grotte stehen, und ging erst hinaus, als er sich überzeugt hatte, daß der Strand leer war. Er ging rasch auf dem Strande fort.

Kaum hatte er den Felsenvorsprung hinter sich, so entstand eine Bewegung in den Schluchten zwischen der Mövenhöhle und dem Fuß des Vorgebirges. Es blieb Alles still, aber eine dunkle Gestalt bewegte sich langsam der Grotte zu. So oft als der Leuchtthurm seine Strahlen nach dieser Seite hin warf, stand die dunkle Gestalt still; wenn das Licht wieder verschwand, ging sie weiter. Endlich schlüpfte sie in die Felsenspalte, und das erlöschende Licht der Kienfackel fiel auf die im Seewinde flatternde weiße Haube der Morgatte.

Asträa warf einen Blick in die Grotte, dann trat sie

zurück. Sie hatte gesehen, daß die Kienfackel dem Erlöschen nahe war.

Seit dem Sulpice fort war, saß der junge Marquis in tiefen Gedanken auf dem Steine. Seine Eltern lebten nur noch dunkel in seiner Erinnerung, wie zwei blasse Gestalten, die sich lächelnd über seine Wiege gebeugt hatten; Vater und Mutter waren wenige Monate nach einander gestorben; Anton kannte nur ihre Gräber. Sein wahrer Vater war der Marquis Johann Rostan von Maurepar; seine wahre Mutter die nunmehr verwitwete Marquise; denn Beide hatten ihn erzogen und für seine Ausbildung Sorge getragen.

Anton vergegenwärtigte sich den Marquis Johann mit seinem ernsten, stark markirten Gesicht, dessen Strenge durch ein gutmüthiges Lächeln gemildert wurde. — Einst war der Graf Rostan du Bosq mit seinen beiden Töchtern von Dinan gekommen. Anton war damals zwölf Jahre alt; Magdalena war ein liebliches Kind; Victoria wurde von einer plumpen Kindsmagd auf dem Arm getragen. Es war ein wahres Fest: die Tischgesellschaft bestand aus zwölf Personen. Neben einer Wildschweinspastete ward ein riesiger Stör auf einem Bret aufgetragen, weil die große silberne Schüssel zu kurz war.

Anton stach dem großen Fisch die Augen aus und machte für die hübsche Magdalena Perlen daraus. Victoria war eifersüchtig, aber sie war noch so klein!

Die Marquise sagte lächelnd zu dem Grafen:

»Lieber Vetter, wenn Sie wollen, wird unser Anton Ihre Magdalena heirathen.«

»Von Herzen gern, schöne Cousine,« antwortete der Graf.

Der Graf war ein ehrenwerther Cavalier, der in einem halben Dutzend Wunden jeden Witterungswechsel spürte.

Er hatte wahrlich Recht: die Marquise war noch schön, trotz ihrer sechzig Jahre. Ihr langes, ernstes Gesicht hatte einen so hübschen Rahmen von gekräuselten weißen Haaren! Wenn sie lächelte, glaubte sich der Marquis Johann aus seinem Winter mitten in den Frühling versetzt; er sah um die eingesunkenen Schläfe noch die blonden Locken wallen; er sah unter der steifen, platten Schnürbrust noch den schneeweißen Busen wogen. In solchen Augenblicken küßte er mit galantem Anstande die etwas dürre Hand seiner treuen Lebensgefährtin.

Sulpice war da. Er hatte schon manches Abenteuer auf dem Meere bestanden. Der Graf nannte ihn seinen Freund. Der Marquis Johann wies ihm einen Platz am Tische an.

Der große Rostan kam mit seinem Vater. Man setzte sie unten an den Tisch. Die Bedienten reichten den Rostans »aus dem untern Herrenhause« aus Gottes willen die Schüsseln. Die Dienerschaft im Schlosse hielt sich für weit mehr, als die Rostans von unten.

Noch tiefer als diese Seitenverwandten stand die Waise von der großen Eiche zu Saint-Cast. Die stolze kleine Magdalena wollte nicht mit ihr spielen.

Die Gesellschaft war sehr vergnügt. Der Graf tanzte mit der Marquise. Johann Rostan stand am Camin und sah bewundernd zu. Es war das letzte Mal, daß die Marquise tanzte.

Auch an die Kinder kam die Reihe. Anton tanzte mit Magdalena; der große Rostan hatte keine andere Tänzerin

als Asträa. Er schämte sich, aber der Graf sagte: »Diese Kleine wird die Schönste.«

Die Marquise war so heiter, daß sie ihre Harfe kommen ließ und eine Arie aus der »Vestalin« sang.

Wie viele Jahre waren seitdem verflossen! Anton erinnerte sich jenes Tages so lebhaft, als ob es gestern gewesen wäre.

Und wie Vieles hatte sich geändert! Was war noch übrig geblieben? Die alten Wände des Speisesaales und die verblaßten Tapeten des Salons. Der Marquis Johann und der brave Graf Rostan lagen längst im Grabe. — Und die Marquise? Um ihretwillen hatte der junge Marquis Thränen in den Augen. Sulpice hatte schon einige graue Haare. Magdalena, die man im Scherz die kleine Braut Antons genannt hatte, weinte im Hause des großen Rostan. Asträa, die Waise, hatte die Prophezeiung des Grafen verwirklicht: sie war die Schönste. Victoria . . .

O! alle anderen schönen Träume zerrannen wie der Morgennebel im ersten Hauch des Windes. »Victoria! Victoria!« rief Anton; er dachte nur noch an sie.

Die Kienfackel war erloschen, und der junge Marquis befand sich im Dunkeln; er merkte es nicht.

Er war nicht mehr allein in der Grotte, denn die Morgatte hatte die plötzliche Finsterniß benutzt und sich hinein geschlichen. Der Marquis wußte es nicht.

Er hatte den Kopf auf beide Hände gestützt. Er sah ein holdlächelndes Mädchen, fast noch ein Kind, über die Haide kommen. Er hatte vielleicht nicht Zeit gehabt, Magdalena recht innig zu lieben, aber ihre Heirath hatte ihn tief betrübt. Als er Victoria sah, tröstete er sich. Victoria fesselte ihn für immer.

Sie begegnete ihm an einem Herbstabende im Walde. Es war heiß. Er begann von Magdalena zu sprechen. — War sie glücklich? Nein.

Dann folgte die unbewußte Liebe.

Im Juni des folgenden Jahres die glückliche Liebe.

Endlich die Verbannung. Sie hatte schon neun endlos lange Monate gedauert . . . Ach! die Freude des Wiedersehens fehlte. Victoria war nicht da; sie war auf seine Einladung nicht erschienen, um in seine Arme zu eilen. Warum war sie nicht gekommen?

Anton blickte auf und bemerkte zu seinem Erstaunen, daß er im Dunkeln war.

Asträa hatte schon lange am Eingange gewartet. Bis dahin hatte der Marquis kein Wort gesprochen. Asträa war gekommen, um noch einen Versuch mit ihm zu machen, aber sie versprach sich keinen Erfolg.

Asträa lächelte bitter, als der Name Victoria zum ersten Male über seine Lippen kam.

»Ein Kind!« sagte der junge Marquis, ohne zu wissen daß er sprach. »Was liegt mir daran, ob es ein Sohn oder eine Tochter ist? Eine innere Stimme ruft mir zu: Du bist Vater! . . . Mein Gott! sie muß schrecklich gelitten haben; aber ich will sie recht glücklich machen!«

»Warum liebt er sie so leidenschaftlich?« dachte die Morgatte lauschend, — »und warum hat er mich nicht geliebt?«

»Vielleicht ist sie jetzt auf dem Wege,« fuhr der Marquis fort. »Sie wird Mühe gehabt haben, die Wachsamkeit ihrer Umgebungen zu täuschen. Wahrscheinlich hat sie gewartet, bis sich ihre Schwester Magdalena zur Ruhe be-

geben hat. Ich bin ein Thor, daß ich so ängstlich bin ... aber ich liebe sie ja unendlich!«

»Das sollst Du bereuen!« sagte die Morgatte für sich. »Ich würde Dir den Vorzug gegeben haben.«

Sie hörte, daß der Marquis aufstand.

»Ich muß einen Entschluß fassen,« dachte sie, eine gewisse Bangigkeit überwindend. »Mein großer Rostan wird ein schöner Marquis werden.«

Sie ging, ohne weitere Vorsicht zu gebrauchen, auf den Eingang zu.

»Victoria!« rief Anton entzückt. »Victoria! ...«

»Sind Sie es, Herr Marquis?« fragte die Morgatte leise.

»Victoria! meine Geliebte Victoria! ...«

»Ich bin nicht Victoria,« sagte Asträa, »aber ich komme von ihr. Victoria erwartet Sie im Hause.«

»Im Hause!« wiederholte der Marquis. »Bei Franz Rostan?«

Die Morgatte war schon außerhalb der Felsenspalte.

»Beeilen Sie sich,« sagte sie voraus eilend.

VII.

Toto und Bijou.

Unten an der Felsenküste, zwei- bis dreihundert Schritte vom Strande stand eine kleine Strohhütte. Dies war die ungetheilte und gemeinsame Wohnung des »Monteur« Toto Gicquel und seines Pferdes Bijou. Toto Gicquel war nicht der Eigenthümer Bijou's. Beide gehörten einem Holzschuhhändler, für dessen Rechnung die überreifen oder hektischen

Engländerinnen auf das Vorgebirge expedirt wurden. Toto mußte die Hälfte seines Verdienstes an den Speculanten abliefern, das Uebrige diente zur gelegentlichen Beschwichtigung seines chronischen Hungers. Die Hütte war für das Pferd erbaut worden. Toto benutzte den Platz, den Bijou übrig ließ.

Von Zeit zu Zeit sagte der Speculant zu ihm:

»Wenn Du nicht zufrieden bist, so habe ich schon mehr als ein Dutzend, die auf deinen Platz warten.«

Man denke! den halben Ertrag und freie Wohnung! Toto mußte dem Speculanten noch vielmals danken.

Der Speculant war Jean Touril. Toto Gicquel und Bijou trugen ihm jährlich fünf bis sechs Fünffrankenthaler ein, die er in seinen Geldtopf warf. Jean Touril hatte Toto im Verdacht des Unterschleifs; Toto beschuldigte Jean Touril der Tyrannei und Erpressung. Lafontaine sagt: »Unser Feind ist unser Herr.« Hätte er hinzu gesetzt: »Unser Feind ist unser Diener,« so würde er beide Seiten der menschlichen Medaille geprägt haben.

Gegen halb zehn Uhr Abends wurde heftig an die Thür der Hütte geklopft. Bijou, der den Kopf in die leere Krippe hielt und von Heu träumte, fuhr aus seinem süßen Schlummer auf. Toto Gicquel, der zwischen den Hufen des Pferdes auf der Streu lag, träumte von Speck und Haferbrei: er sprang auf. Die Thür, die auf großen Widerstand nicht vorbereitet war, hatte sich inzwischen von selbst aufgethan.

»Wer ist da?« fragte Toto, sich die Augen reibend.

»Bist Du allein?« war die Antwort.

Diese Frage war keineswegs überflüssig, denn es war stockfinster in der Hütte.

»Aha! Sie sind's?« sagte Toto. »Das freut mich.

Ich habe Sie erwartet, und war darüber eingeschlafen ... Ist der junge Herr nicht bei Ihnen?«

»Binde dein Pferd los, mein Junge, ich muß fort.«

Armer Bijou, der von Heu träumte!

Aber die Abenteuer, die anfangs wenig versprechen, bringen zuweilen unerwartete Freuden. Bijou ließ anfangs die Ohren hängen, denn er verstand sehr gut, daß von einem Ritt die Rede war. Auf einmal begann er behaglich zu schnüffeln und seine zerzauste Mähne zu schütteln. Sein Wonnetraum war über alle Erwartung in Erfüllung gegangen, ein entzückender Duft stieg ihm in die weit geöffneten Nüstern. Heu . . . o pfui! Bijou witterte Hafer.

Bijou mochte seinen Nüstern nicht glauben. War's noch ein Traum? Wenn die Pferde der Völlerei ergeben wären, so würden sie in Hafer schwelgen. Der Hafer bietet ihnen alle gastronomischen Genüsse der Trüffeln und des Champagners. Bijou ermannte sich zu einem gelinden Wiehern.

»Hast Du ein Stückchen Kienholz?« fragte der nächtliche Besucher.

»Woher sollte ich das nehmen, lieber Herr Sulpice,« erwiederte Toto. »Ich müßte es gestohlen haben . . . Kommen Sie nur näher; hier ist der Block, wenn Sie sich ausruhen wollen.«

Sulpice faßte seine Hand im Dunkeln.

»Ei, was ist denn in dem Sack?« sagte der Monteur, angenehm überrascht. »Wahrhaftig, es ist Hafer! Darum stellte sich also Bijou so närrisch an.«

»Gib ihm das, und beeile Dich.«

Ach, Bijou war der einzige Glückliche. Der Patron Sulpice hatte weder Haferbrei noch Speck mitgebracht.

»Das haben Sie gut gemacht,« setzte Toto hinzu. »Das arme Thier hat lange keinen Hafer gekostet. Es wird laufen wie ein Besessener.«

Man hörte schon wie Bijou in seiner Krippe den Hafer zermalmte.

»Wird mein Vetter Roblot auch herauf kommen?« fragte der Monteur.

»Er bewacht die Schaluppe unterhalb Tréguz.«

»Er weiß gar hübsche Lieder zu singen, mein Vetter Roblot, und Geld hat er immer vollauf. Wenn er kommt, lasse ich mir's wohl seyn.«

»Sage mir was drüben im Schlosse vorgeht,« unterbrach ihn Sulpice.

»Die alte Dame war gestern an Todesenden. Zwei Tage hat man ihr den lieben Gott gebracht. Ich habe die Zeit erlebt, wo das großes Aufsehen gemacht hätte, aber man sagt, das Schloß sey sammt der Schäferei verkauft. Die Leute sprechen von dem künftigen Bewohner.«

»Und vergessen die Scheidenden,« setzte Sulpice hinzu. »Das geht immer so.«

»Das weiß ich nicht,« sagte Toto.

»Und unten im Hause?«

»Morin, der Müller von Bléhérel, hatte dem großen Rostan Geld geliehen,« erwiederte der Monteur. »Rostan kann nicht zahlen; er wird noch sein Brot auf der Straße betteln.«

Er hielt inne und setzte leise hinzu:

»Er müßte denn einen schlechten Streich machen.«

»Und Morin ist klagbar geworden?« fragte Sulpice weiter.

»Es ist aus mit dem großen Rostan. Die Hausgeräthe

werden versteigert und nächstens kommt die Reihe an das Haus.«

»Aber Magdalena?«

»Ach, die gute arme Dame! Sie war für Rostan nicht geboren. Er kommt erst in der Frühe toll und voll nach Hause. Er jagt in den Wäldern bei Plancoët, um seinen Bekannten nicht zu begegnen. Einmal hat er gesagt: Wenn ich Alles aufgezehrt habe, ziehe ich Schuhe und Gamaschen aus und feuere mit der großen Zehe mein Gewehr ab.«

»Und Victoria?«

Toto Gicquel zögerte mit der Antwort.

»Haben Sie Mamsell Victoria nicht gesehen?« fragte er endlich.

»Nein,« erwiederte Sulpice, der seine Unruhe nicht zu verbergen vermochte.

»Ich würde kein Wort sagen, wenn sie mir ihr Geheimniß anvertraut hätte,« erwiederte der Monteur zögernd. »Aber Sie sind gewissermaßen ihr Vater, Herr Sulpice . . . Mamsell Victoria wird ein Unglück anstellen, wenn der junge Herr nicht zurückkommt.«

»Warum sagst Du das?«

»Weil ich ihr bis an den Strand nachgegangen bin . . . Sie hat die große braune Ziege bei dem Kinde drüben in der Mövenhöhle.«

»Ich komme so eben aus der Mövenhöhle,« sagte Sulpice.

»Sie haben Alles gesehen?«

»Ich habe Alles errathen, aber es ist nichts mehr dort.«

»Die ganze vorige Nacht,« sagte Toto, »hat sie geweint und den Marquis Anton gerufen . . . Doch mir fällt etwas ein,« setzte er nachsinnend hinzu; »ich habe

gewiß nicht geträumt ... ich habe ihre jammernde Stimme im Hohlwege gehört ... es ist noch nicht lange ... Sie betete laut, das Kind weinte, die Ziege meckerte.«

»Wann hast Du sie zum letzten Male gesehen?« fragte der Patron Sulpice.

»In der Abenddämmerung. Sie ging zu ihrem Kinde. Ich sagte, ihre Schwester Magdalena und die Morgatte suchten sie.«

»Und sie haben sie gefunden?«

»Magdalena nicht, aber die Morgatte.«

Sulpice sprach nicht mehr. Man hörte draußen, in der Richtung von Saint-Cast, schwere, gemessene Fußtritte.

»Die Zollwache!« flüsterte der Monteur erschrocken.

»Werden denn jede Nacht Patrouillen ausgeschickt,« fragte Sulpice.

»O nein ... nie!«

Die Fußtritte kamen schnell näher. Bald bemerkte man einen matten Schimmer, der durch die Ritzen der geschlossenen Laterne drang.

»Verstecken Sie sich, Herr Sulpice,« sagte Toto; »sie werden die Laterne aufmachen, wenn sie hereinkommen.«

»Wo soll ich mich verstecken?«

»Hier, hinter dem Balken.«

Toto schob den Patron in einen Winkel und räumte einige Sachen weg, um ihm Platz zu machen.

»Heda, Toto!« rief der Sergent von Frehel, »mach' deine Thür auf!«

»Um Gotteswillen, mache auf!« setzte der Spaßmacher Gandeau hinzu.

Toto stellte sich als ob er schnarchte. Gandeau stieß mit

dem Gewehrkolben auf die Thüre los, und traf nur — die leere Oeffnung.

»Hier ist zu sehen, wie Fricandeau die offenen Thüren einstößt!« sagte der Sergent laut lachend. »Die Laterne hervor, Jonas! . . . Freund Pierre, Bistouri ist dein Taufpathe; von heute an wirst Du Fricandeau heißen.«

Jonas öffnete die Laterne und der Sergent warf einen Blick in die Hütte.

»Wer ist da?« rief Toto, der die Rolle eines Erwachenden sehr täuschend spielte.

»Der fürchtet die Diebe nicht,« sagte der Sergent.

»Toto, komm hervor,« setzte Pierre Gandeau hinzu. »Hast Du geschmuggelte Waaren?«

Der Monteur lachte einfältig.

»Vorwärts, marsch!« commandirte der Sergent. »Toto, wir haben von deinem Herrn und Meister Bistouri schlechten Bericht über Dich erhalten . . . Gute Nacht!«

»Gute Nacht, meine lieben Herren,« antwortete Toto gutmüthig.

»Wartet doch!« rief Gandeau, als die Patrouille ihren Weg fortsetzen wollte; »mich dünkt, Bijou hat etwas Hartes zwischen den Zähnen. Das geht nicht mit rechten Dingen zu.«

Sulpice schauderte in seinem Versteck.

Gandeau nahm die Laterne und untersuchte die Krippe. Bijou leckte bereits den Boden ab, wo kein Körnchen Hafer mehr war.

»Alles in der Ordnung,« sagte Gandeau. »Bijou arbeitet mit den Zähnen, um anderen Leuten den Mund wässerig zu machen. Er fastet, der Prahler! . . . Toto,

für die Mühe, die wir Dir gemacht haben, will ich Dir sagen, wo Du etwas Gutes finden kannst.«

»Wo denn? Ich finde nie etwas!«

»Bei der großen Eiche in Saint-Cast . . . Unter der Nische brennt eine Kienfackel und auf dem Stein liegt ein bildhübsches kleines Mädchen in einem nagelneuen Mantel von Merino.«

Gandeau eilte seinen Cameraden nach.

»Folge ihnen,« sagte Sulpice, »und siehe, ob sie den Weg zur Mövenhöhle nehmen.«

Als Toto zurückkam, hatte der Patron bereits das Pferd aufgezäumt und wartete in der Thür.

»Sie haben sich seitwärts gewendet, in der Richtung des Vorgebirges,« sagte er; »ist der Marquis in der Grotte?«

»Ja,« erwiederte Sulpice. »Lauf' so schnell wie Du kannst zum Hause und sage der Demoiselle Victoria, der Marquis erwarte sie in der Grotte.«

»Aber . . .« stammelte Toto, »haben Sie denn nicht gehört was der Corporal sagte? . . . Mamsell Victoria trug einen neuen Mantel von Merino.«

Sulpice konnte sich nicht denken, daß die Tochter des Grafen Rostan-du-Bosq, das Kind des Marquis Rostan von Maurepar, unter der Eiche zu Saint-Cast ausgesetzt habe. Er stieg aufs Pferd und sagte mit ungläubigem Lächeln:

»Du bist sehr voreilig, Toto! Die Edelfräulein machen's ja nicht wie die Bauerndirnen . . . Im Vorbeigehen sage meinem Kleinen, er soll mir eine warme Suppe bereit halten . . . Ist er gewachsen, der Kleine?«

»Darüber machen Sie sich nur keine Sorgen, Herr

Sulpice,« erwiederte der Monteur lebhaft. »Er wird seinem Vater viel Freude machen! Er ist stark wie ein kleiner Türke, und dabei kreuzbrav uud ehrlich. Er wird Sie überraschen, er kann lesen.«

»Wirklich!« erwiederte der Patron bewegt; »er kann lesen!«

»Ich hätte sein Geheimniß nicht verrathen sollen ... Lassen Sie sich nichts merken.«

»Nein, nein, ich will nichts sagen,« erwiederte Sulpice, dem gutmüthigen Burschen die Hand reichend. »Du bist eine gutmüthige Seele ...«

»Und dann,« fuhr Toto fort, »hat er mit seinem Taschenmesser einen Peitschenstiel geschnitzt, und es stehen Schafe und Vögel und eine Windmühle und der Leuchtthurm darauf ... Denken Sie sich, der Büchsenmacher von Saint-Malo ist herüber gekommen; als er den Peitschenstiel gesehen, bot er dem Kleinen vierzig Francs monatlich, wenn er ihm Gewehrkolben schnitzen wollte.«

»Und was hat der Kleine geantwortet?«

»Das will ich Ihnen sagen. Abends wiegt er die kleine Irene, während ich seine Hütte bewache. Saint-Malo ist zu weit von hier. Die kleine Demoiselle Irene kann ohne ihn nicht einschlafen.«

»Jetzt vorwärts, Bijou,« sagte Sulpice vergnügt; »im Galopp über die Haide, denn die Nachrichten sind gut, und ich will wenigstens Zeit haben, meinen Kleinen zu umarmen ... Auf Wiedersehen, Toto, und schönen Dank!«

»Auf Wiedersehen, Herr Sulpice ... und viel Glück!«

Bijou setzte seine magern, knorrigen Beine in Bewegung. Es ging steil bergan. Bijou stieß wohl ein dutzend Mal an die Kieselsteine, aber seine Knie waren mit dicken,

hornartigen Schwielen gepanzert. Als er zwölfmal gestolpert war, bekam er das gehörige Gleichgewicht. Als er die Höhe halb erreicht hatte, setzte er sich von selbst in Trab und schnob mit hohem Selbstgefühl, das zu den schönsten Erwartungen berechtigte.

Sulpice dachte: »Der Kleine hat die monatlichen vierzig Francs ausgeschlagen, er will lieber Magdalenens Töchterlein wiegen. Das macht mir mehr Freude, als wenn ich zwei, drei Louisd'or fände! Wenn ich am Leben bleibe, sind wir unser zwei: einer für Victoria und Anton, einer für Magdalena. Wenn ich sterbe, wird der Kleine thun was sein Vater gethan haben würde . . . Vorwärts, Bijou! . . . Gott ist gütig, er gibt mir durch meinen Sohn reichen Ersatz für Alles was ich verloren und ertragen habe.«

Sulpice griff schmunzelnd an seine Tasche, in welcher er ein schönes englisches Messer mit vier Klingen, ein Bilderbuch und ein Fernrohr mit vergoldetem Futteral trug: Alles war für den Kleinen bestimmt.

»Vorwärts, Bijou!«

Bijou hatte den Teufel im Leibe. Er war wie umgewandelt, seitdem ihn der Hafer stach; seine leibliche Mutter würde ihn nicht erkannt haben. Er machte tolle Sprünge auf der Haide und schüttelte übermüthig seine zottige Mähne. Von Zeit zu Zeit hob er plötzlich den Kopf und schnob; zuweilen forderte er sogar die im Stalle schlummernden Stuten durch lautes Wiehern heraus. Er bäumte sich nicht und schlug nicht hinten aus, sein Naturell war zu gutmüthig, als daß er sich solche boshafte Streiche erlaubt hätte; er versuchte einen noch unbekannten Gang, der zwischen dem gewöhnlichen Galopp und dem Tanz der ge-

lehrten Pferde die Mitte hielt. Wenn dieser vervollkommnete Gang etwa aus England eingeführt wird, so müssen wir uns gegen alle Prioritätsansprüche der Insulaner feierlichst verwahren, denn der wirkliche Erfinder ist ein französischer Klepper. Es sind uns von unsern Nachbarn ohnehin schon viele Entdeckungen gestohlen worden.

Bijou war wie besessen; er suchte Hecken, Gräben und andere Hindernisse auf, um sich im Springen zu üben. Seine langen Kameelbeine haspelten über die Haide. Sein Instinct sagte ihm, daß ihm keine Engländerin von einem gewissen Alter auf dem Rücken saß: er fühlte sich frei und glücklich.

In einer Viertelstunde hatte er die Haide hinter sich.

Sulpice ließ das Schloß Maurepar rechts liegen und ritt gerades Weges nach Plouesnon. Als er in den Wald kam, rief eine Stimme: »Wer da?« Es war die Rotte des Unterlieutenant Rouaix, die bis dahin vorgedrungen war. Sulpice gab keine Antwort. Man schoß blind. Jean Touril hatte die armen Zollwächter argwöhnisch gemacht.

Bijou rasete schnaubend, wiehernd, dampfend durch den Wald. Der Lieutenant setzte unter die Materialien seines künftigen Rapportes die Meldung, daß eine zahlreiche Schmugglerbande in später Nacht außer Schußweite vorübergeritten sey.

Toto Gicquel, der allein zurückblieb, setzte die Thür seiner Hütte wieder in die normale Verfassung, in welcher sie übrigens, wie wir gesehen haben, nur sehr unvollständigen Schutz gegen unwillkommene Besuche gewährte. Er konnte sich nicht enthalten, an die funkelnagelneue Mantille von Merino zu denken.

»Die Demoisellès machen es nicht wie die Landmäd-

chen,« dachte er, die Worte des Patron Sulpice wiederholend.

»Das gebe Gott! Aber ich habe die arme Demoiselle Victoria so gut weinen sehen, wie ein Landmädchen. Es ist kein Unterschied.«

Der Wind kam immer von Osten. Toto Gicquel glaubte zwischen dem Brausen der Wellen einen fernen Gesang, oder vielmehr ein Klagen und Jammern zu hören: es war die Litanei, die er schon in seinem ersten Schlummer gehört hatte. Er lauschte eine Weile mit angehaltenem Athem, dann rief er. Keine Stimme antwortete ihm. Alle Küstenbewohner wissen, daß der Nachtwind einen klagenden Ton annimmt, wenn er über die Haide streicht.

»Victoria!« rief der Monteur, auf die Anhöhe steigend, an welcher seine Hütte stand; »Mamsell Victoria!«

Unten war ein Hohlweg, der von dem Marktflecken Saint-Cast zum Meere führte. In solchen Hohlwegen nimmt man oft sonderbare acustische Täuschungen wahr. Man hört Fußtritte und Stimmen, und weiß nicht woher sie kommen. Der Lauschende vernimmt den Ton, aber er weiß nicht zu sagen in welcher Richtung. Toto Gicquel vernahm auf der Anhöhe die eintönige, sanfte Melodie noch deutlicher; er glaubte sogar die Stimme Victoriens zu erkennen.

»Ich werde die verlorene Zeit wieder einbringen,« sagte er, in den Hohlweg hinabeilend. »Ich brauche nicht fünf Minuten, um die liebe kleine Demoiselle zu erreichen, wenn mir die Ohren nicht klingen . . . und ich kann ihr sagen was ich auf dem Herzen habe.«

Er lief aus Leibeskräften. Vielleicht hatten ihm die Ohren geklungen, denn fünf Minuten nachher stand er

still und hörte nichts. Vielleicht war es eine in Hohlwegen häufig vorkommende Täuschung, in Folge welcher man Laute in ganz anderer Richtung zu vernehmen meint. Während er nach Saint-Cast lief, konnte Victoria der Küste zueilen.

Er lief immer fort. Die ringsum herrschende Stille machte ihm Angst. Am Ende des Hohlweges ist eine mit Kopfweiden bepflanzte Trift, hinter welcher der Marktflecken Saint-Cast liegt. Die niedrige Friedhofsmauer stößt an die Trift. Toto Gicquel bemerkte einen Lichtschimmer auf dem Friedhofe; seine an die Dunkelheit gewöhnten Augen erkannten die riesigen Umrisse der Eiche vor dem spitzen Kirchthurme.

Pierre Gaudeau hatte die Wahrheit gesagt. Unter der Eiche war ein Kind ausgesetzt worden.

Der Monteur sprang behende über die Friedhofsmauer. Vor der Nische, in welcher das Marienbild hinter einem Eisengitter lächelte, flackerte eine beinahe herabgebrannte Kienfackel, aber auf dem Steine war nichts zu sehen und die Ruhestätte der Todten war leer. Toto Gicquel fand weder das Kind noch die nagelneue Mantille von Merino.

Er setzte sich auf den Stein, um Athem zu schöpfen.

Von Saint-Cast nach Tréguz ist eine Stunde Weges, und das untere Herrenhaus war noch weiter, als Tréguz. Der Monteur zog seine Holzschuhe aus und lief querfeldein. Das Herz wurde ihm leichter, wenn er dachte: »Victoria wird das Kind wieder weggenommen haben. Die heilige Jungfrau wird ihr einen guten Rath gegeben haben.«

Victoria hatte sich entweder in die Grotte zurückbegeben, oder sie war zu Hause. Im ersten Falle mußte sie dem jungen Marquis, der sie erwartete, unfehlbar begegnen, im andern Falle hatte sich Toto nur zu beeilen.

Es war noch ein dritter Fall möglich; und während der arme Monteur aus Leibeskräften lief, klangen ihm wieder die Ohren. Er hörte eine sanfte, klagende Stimme, die in der stillen Nacht die Litanei sang.

»Ach Gott!« dachte er unwillkürlich, »die Demoiselles machen es wie die Landmädchen, wenn sie nicht stark genug sind, um ihre Leiden zu ertragen.«

VIII.

Die Litanei der heiligen Jungfrau.

Toto Gicquel lief immer fort. Wäre es eine schwüle Augustnacht gewesen, so würde er geglaubt haben, er höre den Donner; aber die Märzstürme bringen nur Regen. Was er hörte, war kein Donner.

Das dumpfe Getöse wurde von dem Echo der Felsen wiederholt; dann folgte tiefe Stille. Toto befand sich an dem Graben, der den Grund und Boden der Gemeinden Saint-Cast und Plouesnon trennt.

»Hi, hi, hi!« sagte eine leise meckernde Stimme, »die Grünröcke lassen ihre Kugeln nicht einrosten!«

Das donnerähnliche Getöse war ein Gewehrfeuer an der Seeküste.

»Sie werden auf den Roblot geschossen haben,« setzte die Stimme hinzu.

»Ach!« dachte Toto, »mein armer Vetter, der so hübsche Lieder sang!«

Das mit sich selbst redende Individuum jenseit des Grenzgrabens rieb sich die Hände. Toto warf sich zur Erde,

kroch bis an die Böschung und steckte vorsichtig den Kopf zwischen dem Stechginster hindurch. Der Leuchtthurm zeigte einige Augenblicke seine rothe Lichtscheibe. Toto erkannte in der Nähe von drei Schritten seinen Lehnsherrn, den Unternehmer der Engländerinnenbeförderungsanstalt. Jean Touril ging auf der Haide hin und her.

»Es geht heiß her,« fuhr er in seinem Selbstgespräch fort. »Die Coquinette wollte Pulver riechen; jetzt wird mehr verpufft, als nöthig ist.«

Gicquel glaubte anfangs, Jean Touril schmuggle verbotene Waaren ein.

»Siebenhunderttausend Francs!« fuhr der Quacksalber fort; »in Fünffrankenthalern aneinander gelegt, würde das eine bis nach Pléchénel reichende silberne Kette geben! . . . Ich für meine Person würde lieber Sechslivresthaler nehmen; das Zählen geht nicht so geschwind mit dem alten Gelde . . .«

Toto lauschte mit angehaltenem Athem, aber das Selbstgespräch war ihm nicht verständlich.

»Siebenhunderttausend Francs!« wiederholte Jean Touril, jede Sylbe dieser Summe liebkosend. »Dazu würde ich mindestens zwei Dutzend Töpfe brauchen . . . In Goldstücken würde es in drei Töpfen Platz haben . . . O, ich wünsche mir nur meine Nachtmütze voll Louisdor!«

Er kratzte sich hinter dem Ohr und seufzte.

»Ja, ja,« sagte er, »wenn man das Geld anlegt, hat man's nicht mehr in Händen . . . wenn man's nicht anlegt, verliert man die Zinsen . . . Ich wette, daß der alte Sulpice bewaffnet ist,« setzte er sich unterbrechend hinzu. »Der Spitzbub wird sich tüchtig wehren, ehe er sein Packet losläßt.«

Toto drückte beide Hände auf sein ungestüm pochendes Herz.

»Siebenhunderttausend Francs!« sagte der Quacksalber zum dritten Male. »Dafür kann man schon etwas wagen . . .«

»Wer da?« rief die Stimme des Corporals Gandeau, etwa fünfzig Schritte weit im Gestrüpp.

Ein Mann in Matrosentracht lief auf der Böschung des Grabens hin. Toto und Jean Touril hörten den Hahn eines Gewehres knacken; ein Schuß fiel. Der Fliehende fiel in den Graben, stand aber sogleich wieder auf und lief weiter.

Jean Touril hatte sich platt auf die Erde geworfen; Toto hielt sich zwischen dem Gestrüpp versteckt.

Wie mochte die Morgatte frohlocken!

»Ich habe ihn getroffen!« rief Gandeau.

»Schön getroffen,« höhnte der Sergeant; »er läuft ja über die Haide wie ein Hase!«

Die Zollwächter setzten sich alle zusammen in Trab.

»Nur frisch, Herr Marquis!« dachte Toto in seinem Versteck. »Sie haben einen Vorsprung . . . Nur auf den Wald los, und die Grünröcke werden vergebens suchen!«

Der Mann in Matrosentracht hatte den Saum des Waldes bereits erreicht.

Jean Touril richtete sich auf und schaute.

»Das war nichts,« murrte er. »Die Grünröcke gehen darauf, als ob sie den Teufel im Leibe hätten . . . Ich wäre lieber in meinem Bett, als hier . . . Ob der Marquis Gelbschnabel ins Schloß wollte? oder in Rostan's Haus? . . . Die alte Dame hat so viel Brechmittel und Blutegel gehabt, als ob ihr die diplomirten Esel eine Rech-

nung von tausend Thalern gemacht hätten . . . Wenn er zu Rostan geht, so ist's gut; er wird uns dann nicht im Wege stehen . . . Ei, der Tausend! die Morgatte ist wahrlich nicht dumm . . . sie will Marquise werden!«

Dies waren die letzten Worte, die der Monteur hörte. Die Zollwächter waren weit. Toto Gicquel kroch eine Strecke an der Böschung des Grabens fort und lief dann über die Haide.

Toto hatte mit der größten Aufmerksamkeit gelauscht, um das Selbstgespräch seines Lehnsherrn zu verstehen; aber Jean Touril sprach in abgebrochenen Sätzen, und Toto errieth nur, daß man mit dem Plane umging, sich der Erbschaft des jungen Marquis von Maurepar gewaltsamer und verrätherischer Weise zu bemächtigen.

Toto hatte den jungen Marquis erkannt, als dieser das Gleichgewicht verlor und von der Böschung in den Graben fiel. Toto zerbrach sich den Kopf; er dachte, die Grünröcke wären in die Grotte gedrungen. Auf jeden Fall mußte er seinen Plan ändern, denn er konnte Victoria nicht mehr in die Grotte schicken. Wenn er seinen Weg zum Herrenhause fortsetzte, so hatte er die Absicht, den großen Rostan von der Gefahr, in der sich sein Vetter befand, in Kenntniß zu setzen. Rostan stand in schlechtem Ruf; aber was liegt daran, wenn es sich um Leben und Tod handelt?

Am äußersten Ende der Haide, hart an dem Walde von Maurepar, war ein kleiner Fußpfad, der von Tréguz und von dem Herrenhause nach dem Städtchen Matignon führte. Diesen Weg schlug Toto ein, und ging in das Gebüsch. Es war im Dickicht so finster, daß man nicht sechs

Schritte weit sehen konnte. Toto dachte an die Grünröcke; er ging langsam und vorsichtig weiter.

»Mein Gott!« sagte er, plötzlich still stehend und lauschend, »werde ich endlich einmal Glück haben in meinem Leben?«

Einige Schritte von ihm, auf dem Fußpfade wurde gesprochen: es war eine Männer- und eine Frauenstimme. Toto glaubte die Stimme des großen Rostan, den er suchte, zu erkennen. Sein Herz pochte ungestüm, denn die mit Rostan sprechende Person konnte Victoria seyn.

Toto lauschte hoffnungsvoll, aber bei den ersten Worten, die er hörte, überlief ihn ein Schauder.

»Parbleu!« sagte die Weiberstimme, »die Grünröcke thun das Ihrige, und Sie haben nichts zu verlieren, denn man hat Ihnen die letzte Ladung abgejagt, und woher wollen Sie neue Schmuggelwaare nehmen?«

Rostan, denn er war's wirklich, erwiederte:

»Die Schurken sind Ursache, daß ich morgen unter freiem Himmel schlafen muß, wie ein herrenloser Hund... Aber ich werde die Scharte schon auswetzen!«

Ein Gewehrkolben wurde auf den steinigen Boden gestoßen.

»Armer Franz!« erwiederte die Weiberstimme, »an den Spion müssen Sie sich halten.«

»Die Margotte!« sagte Toto Gicquel, der unter den Büschen herankroch, um besser zu hören.

»Wer ist der Spion?« fragte Rostan.

»Haben's Ihnen die Spitzenschmugglar nicht gesagt? der Patron Sulpice ist in Jersey mit dem kleinen Marquis, der siebenhunderttausend Francs erbt.«

»Siebenhunderttausend Francs!« wiederholte der Krautjunker mit einem Stoßseufzer.

»Der Patron Sulpice,« fuhr die Morgatte fort, »wußte immer wann Ihr Schiff zu Aurigny oder Jersey beladen wurde . . . Fragen Sie nur die Spitzenschmuggler . . . und die Zollwächter waren immer frühzeitig in Kenntniß gesetzt . . . Haben Sie dem Patron etwas gethan?«

Der ländliche Don Juan lachte.

»Ich weiß nicht,« antwortete er; »mich dünkt, er hatte eine hübsche Frau.«

Es folgte eine Pause. — Die Morgatte konnte ihn diesen Abend nicht zum Zorn reizen: die Niedergeschlagenheit hatte ihn abgestumpft.

»Jetzt laß mich durch, mein schönes Kind,« erwiederte er mit einem leichten Anfluge von Betrübniß. »Magdalena hat einen Bauerjungen in die Stadt geschickt, um mir sagen zu lassen, daß ihre Stunde gekommen seyn . . . Das kommt mir eben recht!«

»Es wird also morgen Alles verkauft?«

»Ja wohl, schöne Asträa . . . Du müßtest mir denn Geld leihen.«

»Warum nicht? . . .« lispelte die Morgatte.

Rostan machte noch einen Versuch zu lachen, aber es kam ihm nicht vom Herzen. Wenn der Verzweifelnde in Stumpfsinn versunken ist, so ist die wiederauflebende Hoffnung wie die erste Lebensregung in einem gelähmten Gliede. Es ist ein Schmerz.

Die Morgatte faßte seinen Arm und sagte mit einem Ausdruck der Zärtlichkeit und Gefühlsinnigkeit, den Toto Gicquel noch nie von ihr gehört hatte:

»Ach! armer Franz, es fehlt mir keineswegs an dem Willen, Sie zu retten.«

»Aber an der Kraft!« sagte Rostan.

»Wenn Sie nur den Muth hätten, sich selbst zu helfen!« seufzte die Morgatte.

»Laß mich, Asträa!« erwiederte der Krautjunker. »Es ist mir als ob ich Magdalenens Geschrei hörte.«

»Sie lieben sie also, Rostan! . . . Magdalena kann noch warten. Eine Minute können Sie Ihrer Rettung wohl noch widmen.«

Toto Gicquel hörte ein Geräusch, als ob Rostan von der Morgatte mit Gewalt zurückgehalten würde.

»Wenn Du mich länger aufhältst,« sagte Rostan, dessen wahres Naturel die Oberhand gewann, »so küsse ich Dich, schöne Asträa!«

»Küssen Sie mich, Franz, und bleiben Sie!«

»O, Du falsche Schlange!« dachte der Monteur, dessen Fäuste sich unwillkürlich ballten.

Ein derber Kuß ertönte in der stillen Nacht. — Dann erwiederte Rostan:

»Magdalena ist ganz allein.«

»Hat sie denn ihre Magd Renotte nicht bei sich?«

»Renotte ist alt und taub.«

»Und dann ist die Schwester Victoria da . . .«

»Hast Du nicht bemerkt wie sie sich verändert hat?« fragte Rostan.

Asträa lachte.

»Sie haben derlei Veränderungen doch an vielen Mädchen gesehen, Rostan! . . . Haben Sie nicht errathen?«

»Die Natter!« zürnte Toto.

»Tragen Sie keine Sorge, lieber Franz,« erwiederte Asträa; »die kleine Victoria weiß jetzt wie man mit Wöchnerinnen umgehen muß.«

Rostan stieß einen Fluch aus.

»Ueber solche Dinge,« sagte er, »kann ich mich nicht mehr erzürnen . . . Laß mich durch.«

»Nein,« entgegnete Asträa, mit dem Fuße stampfend, »ich lasse Sie nicht durch. Diese Nacht wird über Ihr Glück und Unglück entscheiden . . . Meine Pathe ist todt.«

Der Monteur erschrak; dann schlug er ein Kreuz.

»So!« erwiederte Rostan, dessen Stimmung sich bei dieser Nachricht keineswegs erheiterte. »Ich bekomme die Hälfte, wenn nicht irgend ein Betrug gespielt wird.«

»Die Hälfte! wovon?«

»Das Geld kann weit von hier seyn, aber das Schloß?«

»Das Schloß ist seit einem Monate in Geld verwandelt worden.«

»Die Räuber! die Banditen!« eiferte der Krautjunker. »Das Gesetz war für uns!«

»Alle Leute thun schön mit dem Gesetz, wenn es zufällig in ihren Kram paßt.«

»Haben sie Alles fortgeschleppt?« fragte er, seine Mütze abnehmend, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen.

»Komm mit mir, Du sollst es erfahren,« antwortete Asträa.

Es war das erste Mal, daß sie ihn dutzte.

»Willst Du mich diese Nacht rasend machen, Mädchen?« sagte der Krautjunker; »ich fürchte Dich.«

Asträa hängte sich an seinen Hals.

»Ach! armer Franz,« lispelte sie, »wenn Du nicht so unglücklich wärst, würde ich Dir sagen . . .«

Sie hielt inne. Rostan wartete.

»Was für eine Lüge würdest Du mir sagen?« erwiederte er nach einer Pause. »Du wußtest Alles, aber Du hast mir nichts gesagt. Jetzt brauchst Du mich, ich weiß nicht warum . . . Der Jean Touril kann also nicht Alles thun was Du verlangst?«

»Der Jean Touril,« erwiederte die Morgatte, als ob sie ihr Geheimniß verrathen hätte, »hat irgendwo in einem irdenen Topfe genug Gold- und Silberstücke, um den Hausverkauf zu hintertreiben.«

»Wird er mir das Geld geben?«

»Wenn ich will.«

»Warum wolltest Du es?«

Toto hörte, daß Asträa schuchzte.

»Die Morgatte!« dachte er mit den Zähnen knirschend. »Sie hält ihn fest, und wird ihn nicht loslassen!«

»Warum ich es wollte?« wiederholte Asträa. »Undankbarer! Für wen habe ich denn seit einem Jahre Tag und Nacht gearbeitet?«

»Du hast mir fürwahr manchen guten Rath gegeben, mein Püppchen! Ich habe meine letzten Thaler dabei zugesetzt.«

Asträa stieß ihn heftig zurück.

»So denkst Du also gegen mich, Franz?« sagte sie. »Geh' zu deiner Frau . . . Geh'!«

Toto Gicquel athmete freier.

Aber jetzt, da der große Rostan gehen sollte, war er nicht von der Stelle zu bringen.

»Ich hatte Dich erkoren,« fuhr die Morgatte fort, »um Dich reich, mächtig, glücklich zu machen ...«

»Bist Du denn eine Fee?« unterbrach sie Rostan einlenkend.

»Du willst nicht,« schloß die Morgatte; »Du bist frei. Was man über deine Frau Magdalena sagt, ist vielleicht wahr, denn die Welt ist böse ...«

»Was sagt die Welt?«

»Geh' ... geh' zu deiner Frau!«

Rostan ging nicht von der Stelle.

»Asträa,« sagte er leise, »ich bin so weit gekommen, daß ich meine Sache auf nichts setze ... Anton ist hier, antworte mir aufrichtig.«

»Ja, Anton ist hier,« antwortete die Morgatte ohne Zögern.

»Das Geld, das er erbt, ist noch nicht über's Meer gebracht worden.«

»Vielleicht sagst Du die Wahrheit.«

»Du kennst den Versteck?«

»Ich hoffe ihn zu finden.«

»Gib mir eine Stunde, um meine Frau zu sehen; ich komme wieder.«

»Nicht eine Minute!«

»Ich will nur mein Gewehr nach Hause tragen!« sagte Rostan entschlossen.

Eine lange Pause folgte; man konnte den tiefen, schweren Athem Don Juan's hören.

Toto Gicquel zitterte an allen Gliedern.

»Wohin willst Du mich führen?« fragte der große Rostan endlich.

»Auf das Schloß, in mein Zimmer.«
»Werden wir allein seyn?«
»Ganz allein . . .«

Sie trug ihre Mantille nicht mehr. Ihre durchnäßten verworrenen Haare hingen auf das weiße Spitzentuch herab, das ihr der junge Marquis eines Abends beim Stelldichein gebracht hatte.

Sie hatte dieses Spitzentuch gerade heute um den Hals geknüpft, weil sie dachte, daß Anton kommen werde. Sie hatte es geküßt, ehe sie es umband.

Wie süß war ihr die Erinnerung an jene Stunden! wie theuer dieses Andenken! Sie hatte für dieses Geschenk den ersten Kuß gegeben.

Weiß man was die Zukunft bringen wird, wenn der Busen wogt, wenn das Herz überwallt? Wer kann es wissen? Wer kann das Elend an der Schwelle dieses Paradieses der Liebe ahnen?«

O Herr! sie hatte gesündigt, die schwache, allzu zärtlich liebende Victoria; sie vermochte nicht ihr Herz zu zügeln, das ihm entgegen schlug, dem Geliebten, der ganz Liebe war, wie sie, und zu ihren Füßen lag und sie mit schmachtenden, thränenfeuchten Blicken ansah.

Und jetzt ging sie ganz allein durch die dunkle öde Nacht. Die holde kleine Marie hatte sie, in ihre Mantille gehüllt, unter der Eiche zu Saint-Cast gelassen. Die Ziege war die Hüterin des Kindes. Die zu den Füßen der heiligen Jungfrau brennende Kienfackel mahnte die Vorübergehenden: »Christen, nehmt Euch dieser Waise an!«

*

Sie verließ wankend, kaum ihrer Sinne mächtig, den Kirchhof, und ging der Haide zu.

»Adieu, Marie, meine einzige Freude, mein geliebtes Kind! ... Ich muß sterben, damit die Menschen Mitleid mit Dir haben!«

Der kleine Schäfer Sulpice hatte ihr einst ein aus dem Exil kommendes goldenes Halsband gebracht. Das Halsband war geweiht; es bestand aus den fünfmal zehn Kügelchen des Rosenkranzes und aus dem Kreuz. Victoria hatte dem Kinde, ehe sie ihm den letzten Kuß auf die Wange drückte, das geweihte Halsband umgehängt; es war gleichsam der letzte Vatersegen.

Denn er war ja todt, der jugendlich kräftige, blühende Mann. — Gerechter Himmel, die Kleine hatte kaum das Licht der Welt erblickt und war schon von der Welt verlassen! Eine Mutter für sie, gütige, barmherzige Jungfrau!

Der Weg führte von Saint-Cast zum Strande hinab. Victoria hatte das Kind schlummernd zurück gelassen. Als sie die Ziege nicht mehr meckern hörte, ging sie rascher fort.

Sie konnte vor Thränen den Weg nicht sehen, aber sie verfehlte ihn nicht. Ein unbekanntes Etwas zog sie fort. In der Ferne hörte sie das dumpfe Brausen des Meeres. Es war ein Ruf, der an sie erging.

Und ohne zu wissen was sie that, wiederholte sie die auf dem Wege nach Saint-Cast begonnene Litanei:

»Heilige Maria, bitte für uns! Gütige, gnadenreiche Jungfrau, bitte für uns!«

Als sie noch ein Kind war, ritt ihr Vater an einem schönen Herbstmorgen auf die Jagd. Der Vater hatte gesagt:

»Mein Neffe Anton wird kommen.« Das ganze Haus war voll Freude. Anton von Maurepar war der Repräsentant der älteren Linie. Victoria fürchtete sich beinahe; aber er war so sanft und freundlich, daß sie ihm auf den Schooß kletterte. Der Vater fragte sie: »Willst Du Antons Frau werden? ...«

»Heilige Mutter Gottes, bitte für uns! Mutter der Gnaden, bitte für uns!«

In der Stadt Dinan sprachen alle jungen Mädchen von ihm. Nicht weil er reich war. O nein, das war nicht die Ursache. Schon damals freute sich Victoria, wenn sie seinen Namen nennen hörte. Eines Tages weinte sie im Stillen, weil man gesagt hatte, Magdalena sey für ihn bestimmt.

Nach dem Tode des alten Grafen erschien er in Trauerkleidern. Er fand die beiden armen Mädchen in Thränen, und weinte mit ihnen. Er drückte sie an sein Herz und sagte: »Meine Mutter wird eure Mutter seyn.« Victoria erinnerte sich ganz deutlich, daß ihr mitten in dem bittern Schmerz ein Hauch der Freude das Herz erwärmt hatte.

Aber was konnten diese Erinnerungen nützen? Das Gebet war ihr einziger Trost auf dem Wege, den sie wandelte.

»Unbefleckte Mutter, bitte für uns! Spiegel der Gerechtigkeit, Sitz der Weisheit, bitte für uns! Trösterin der Betrübten, Ursache unserer Freuden ...«

Im Schlosse hatte sie ruhige, trübe Tage verlebt. Die beiden Schwestern trugen ein Jahr lang tiefe Trauer. Magdalena war schöner und der alten Dame Liebling. Victoria weinte, wenn Asträa zu ihr sagte: »Du bist zu klein, deine Schwester wird Marquise.« Victoria antwortete ihr: »Wenn nur meine Schwester glücklich wird, ich gehe ins Kloster.«

Ach! Magdalena war ihm gewiß nicht gleichgiltig; Victoria war ja damals noch zu klein. Aber Magdalena wurde von dem großen Rostan entführt.

»Magdalena, gute, liebe Schwester,« seufzte Victoria, indem sie erschöpft stehen blieb und sich an einen Apfelbaum lehnte; »Du bist jetzt allein mit deinen Thränen ... Du wirst sagen: ich weiß nun warum sie mich gestern Abend so zärtlich küßte.«

Sie war inzwischen dem Meere ganz nahe gekommen; nur noch ein Feld trennte sie vom Strande. Victoria seufzte tief und setzte laut betend ihren Weg fort.

Dann tauchten wieder die Bilder der Vergangenheit vor ihrem geistigen Auge auf. — Als er nach dem Kriege in seine Heimat zurück kehrte, war Victoria groß geworden. Er lächelte, als er sie wieder sah und sagte zu ihr:

»Wie schön sind Sie geworden, Cousine!«

Victoria hatte nun die letzte Hecke überstiegen. Das Spitzentuch, das ihr der Marquis aus England mitgebracht hatte, flatterte im Seewinde. — Sie stand wieder still. Ihr Herz schlug heftig. Sie sah die unermeßliche Wasserfläche vor sich.

»Stern des Morgens,« sagte sie, zum Himmel aufblickend, »bitte für uns!«

Am Himmel stand eine große schwarze Wolke.

Die arme Victoria sank schluchzend auf die Knie.

»Mein Gott! mein Gott!« stammelte sie, »ich war kaum sechzehn Jahre alt, er liebte mich ... Bestrafe mich nicht jenseits des Grabes! Ich gehe zu ihm, entferne ihn nicht von mir!«

Sie stand auf. — Ihre Füße zitterten, als sie den sandigen Strand betraten. Sie erkannte schon deutlich die

weiße Wellenlinie, die der Schaum des Meeres an der Küste beschreibt. — Noch einige Schritte weiter, und der Leuchtthurm kam hinter dem Felsen zum Vorschein.

Sie ging nun langsam, mit gekreuzten Armen ins Meer. Sie blieb nicht stehen, als sie die kalten Wogen an den Füßen fühlte.

„Du Heil der Schwachen, Trösterin der Betrübten, Königin der Engel, bitte für uns! . . .“

Der Leuchtthurm kehrte eben seine dunkle Seite dem Meere zu; als das Licht wieder erschien, stand sie schon bis an die Brust im Wasser.

Sie hob ihre gefalteten Hände auf und ging weiter.

„Sey glücklich, meine kleine Maria! . . .“

Der Wellenschlag brachte sie zum Wanken: das Wasser berührte ihr Kinn und ihr schönes flatterndes Haar. Das Licht auf dem Thurme verschwand wieder. Als es von neuem seine Strahlen auf das Meer warf, waren nur noch die schäumenden, regelmäßig sich fortwälzenden Wogen zu sehen.

IX.

Die Hütte des Hirten.

Toto Gicquel war ganz bestürzt an derselben Stelle geblieben. Er hörte wie sich Asträa und Rostan entfernten. Es spuckte dem armen Monteur im Kopfe, er verlor sich in dem Chaos der Gedanken, die auf ihn einstürmten. Die Morgatte war ein wahrer Dämon; sie hatte Franz Rostan an sich gefesselt und suchte seine rohen Leidenschaften zu irgend einem selbstsüchtigen Zwecke zu benutzen. Es war eine

unheimliche, grauenvolle Nacht; es wurde gewiß ein unheilvoller Plan geschmiedet. Rostan und die Morgatte gingen auf's Schloß, das keinen Herrn mehr hatte; Magdalena und der Marquis in dem untern Herrenhause, und Victoria . . . ach! Gott weiß, wo!

Die Zollwächter auf der Lauer, der Patron Sulpice gezwungen, noch einmal den Weg über die Heide zu nehmen, wo Jean Touril umherstreifte.

Man hatte von siebenhunderttausend Francs gesprochen. Diese Summe war gewiß der Einsatz dieser entsetzlichen Partie. Toto Gicquel konnte sich gewiß keine deutliche Vorstellung von einer solchen Summe machen; aber es knüpfte sich für ihn der Begriff eines fabelhaften Reichthums daran; es war für ihn alles Gold der Welt, und das genügte.

Wozu sollte er sich entschließen? Er wußte es nicht, obschon er den besten Willen hatte, das Gute zu thun und das Böse zu verhindern. Sollte er Arsträa und Franz Rostan nachgehen? Wozu hätte das nützen können? Rostan hatte seine Doppelflinte bei sich. Sollte er sich eilends in das untere Herrenhaus begeben? Dadurch hätte er den jungen Marquis in große Gefahr bringen können; es war besser, ihn vom Schlosse entfernt zu halten. — Oder sollte er die Zollwächter, die im Grunde seelengute Leute waren, von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen? Dies wäre das sicherste Mittel gewesen; aber die Küstenbewohner haben einen Groll gegen die Grünröcke. Toto traute ihnen nicht. Ueberdies wäre der junge Marquis von Maurepar dadurch in die größte Gefahr gekommen.

Nach einigem Besinnen faßte der Monteur seinen Entschluß. Er sprang rasch auf.

»Ich will bis zur Bucht bei Tréguz laufen,« sagte er zu sich, »und zu der Barke meines Vetters Roblot hinüberschwimmen.«

Roblot war ein vollkommeuer Seemann. Er wußte alle Arten Lieder gar hübsch zu singen, folglich — so meinte Toto — müsse er auch einen guten Rath zu geben wissen. Ueberdies war er dem Patron Sulpice mit Leib und Seele ergeben.

Toto nahm seine Holzschuhe in die Hand und huschte wie ein Hase durch das Dickicht. Unterwegs beschloß er in die Schäferei zu gehen und dem kleinen Sulpice die von seinem Vater erhaltene Bestellung zu machen.

Dieser Gedanke führte Toto auf einen andern. »Der Kleine ist grundgescheit,« sagte er zu sich; »er wird mir vielleicht sagen können was zu thun ist.«

In einigen Minuten hatte der Monteur das kleine Dorf Tréguz erreicht. Alle Leute schliefen schon. Die Schäferei war außerhalb des Dorfes, zwischen den letzten Feuerstellen und der Felsenküste. Ein guter Platz für die Schafe. Es war ein großer, baufälliger Stall und ein mit Mauern von Bruchsteinen eingefriedeter freier Platz. Vor dem Schafstall hatte der Schäfer seine Wohnung.

Die Hütte des jungen Sulpice war nicht viel geräumiger als die Hütte des Monteur, aber sie hatte ein gutes Schieferdach und ein Fenster, durch welches man bequem den Kopf stecken konnte. Die vier Glasscheiben wurden von dem kleinen Schäfer jeden Sonnabend sorgfältig geputzt, und im Innern der Hütte war Alles nett und sauber: Wände, Tische, Bänke, Truhe und Bett. Unter dem Caminmantel war nichts zu sehen als eine Pfanne von Eisenblech zum Backen der Brotkuchen und zwei hölzerne Schüsseln.

Wir dürfen indeß zwei dem kleinen Schäfer sehr werthe Luxusgegenstände nicht unerwähnt lassen: die Legende vom ewigen Juden und das Klagelied von Henriette und Damon, welche mit großen Nadeln an der Wand befestigt waren.

Auf dem Tische lag eine »Bombarde,« eine Art Hoboe, die der kleine Sulpice meisterhaft spielte, und das ziemlich zerfetzte Buch, in welchem er lesen lernte.

Wir beobachten den Hirten in seiner Hütte eine Weile vor der Ankunft seines Cameraden Toto Gicquel. Er war munter und vergnügt wie ein Zeisig. Er hatte seine Jacke ausgezogen und war mit der Zubereitung seines diesmal reichlichen Abendessens beschäftigt. Der Patron hätte gar nicht Ursache gehabt, einen Boten an ihn abzuschicken, um eine Suppe zu bestellen: der kleine Sulpice dachte an Alles.

Am Kesselhaken hing ein Fleischtopf, und eine hölzerne Schüssel war mit Roggenbrei gefüllt. Auf der Pfanne dampfte ein Brotkuchen, der einen gar appetitlichen Duft verbreitete. Das Salz stand in einem zerbrochenen Glase, die Butter in einer verwundeten und nachher curirten Schale. Auch ein tüchtiges Stück Speck, einen Krug voll Cider und um vier Sous Branntwein hatte der kleine Sulpice herbeigeschafft, um den Seemannsappetit des Patrons zu stillen.

Wodurch der kleine Schäfer die Bestandtheile zu einem solchen Schmause genommen hatte? Das ist ein Geheimniß. Aber er war so gescheid und hatte seinen Vater so lieb!

Er hatte ein wachsames Auge auf den Brotkuchen, denn es handelte sich um den richtigen Moment, das duftende Gebäck umzudrehen. Der kleine Mensch machte die Opera-

tion so geschickt, daß der Fladen, ohne einen Riß zu bekommen, auf die andere Seite zu liegen kam.

Randonneau, der wachsame, geschäftige Schäferhund, hatte hier nichts zu sehen. Das wußte er wohl, denn er hatte die Vorderpfoten in die Asche gesteckt und überließ sich dem süßen Schlummer, ohne ein halbes Dutzend Lieblingslämmer, die in einem Winkel der Stube frisches Gras schmausten, im mindesten zu belästigen. Randonneau behandelte diese sechs schneeweißen Lämmer stets mit besonderer Rücksicht: er biß sie nie anders als in Abwesenheit des Hirten.

Als der Brotkuchen umgewandt war, beschäftigte sich der kleine Sulpice mit dem Fleischtopf. Er schöpfte einen Löffel voll Suppe heraus, ließ sie ein Weilchen abkühlen und kostete. Er schnitt ein Gesicht, durch welches er seine Zufriedenheit zu erkennen gab, und nahm sodann das Stück Speck. Der Speck darf nicht zu lange sieden, sonst verliert er das Salz. Sulpice legte ihn in den Kohl und war dann mit einem Sprunge am Tische, um den Brief seines Vaters zu küssen.

»Im nächsten Jahre,« sagte er, »werde ich ihm schreiben. Das Schreiben ist gar nicht schwer, wenn man fertig lesen kann . . . Wie wird er sich freuen, der gute Vater, wenn er meinen Namen unter einem Briefe sieht! . . . Es würde schneller gehen, wenn ich in die Schule gehen könnte: aber wer sollte die Schafe hüten? ich habe von einem Schäfer gehört, der durch sich selbst ein Gelehrter geworden ist . . .«

Er nahm aus der Tasche einen Gegenstand, den er bei dem flackernden Licht der Kienfackel betrachtete. Es war eine kleine runde Dose von Birnbaumholz. Die Matrosen pfle-

gen in solchen Dosen ihren Kautabak aufzubewahren; aber diese letzteren sind am Deckel keineswegs so schön ciselirt wie die Dose des kleinen Sulpice. Man sah darauf das Schloß Maurepar mit den vier runden Thürmen und den hohen kegelförmigen Dächern, mit den später angebauten Seitenflügeln, der stattlichen Außentreppe und dem Gitterthor. Man unterschied ganz deutlich die Bogenfenster des Erdgeschosses, die moderneren Fenster des ersten Stockwerkes und sogar die Wetterfahnen.

Der kleine Sulpice betrachtete das Kunstwerk.

»Der Vater wird vielleicht nicht zufrieden seyn,« dachte er; »aber ich werde ihm sagen, es sey ein Geschäft, das viel einträgt . . . Es würde sich schöner ausnehmen, wenn ich ein besseres Messer hätte,« setzte er hinzu, und steckte die Dose in die Tasche.

Der Büchsenmacher von St. Malo würde dem kleinen Sulpice mehr als vierzig Francs monatlich geboten haben, wenn er die Dose gesehen hätte. Die Dose war ein wahres Meisterstück der Geduld und Geschicklichkeit.

Er machte einen Freudensprung und küßte den Brief. »Ich möchte lieber gelehrt seyn, als Holz schnitzen,« sagte er nachsinnend; »aber der Vater soll auf seine alten Tage ein reicher Mann werden . . . Es kann mir nicht fehlen, ich bin ja der Schäfer von Tréguz! O mein Gott! wie glücklich würde der Vater in einem hübschen Hause seyn, — wenn er nicht mehr auf's Wasser geht, — in einem Hause mit vielen, vielen Zimmern . . . und mit buntem Papier an den Wänden . . . und einen Hof voll Hühner und Tauben und Enten . . .«

Er machte noch einen Sprung, noch höher, als jenes Landmädchen, das seinen Milchtopf zerbrach.

Sulpice zerbrach nichts, aber ein dicker Qualm stieg ihm in die Nase. Der Brotkuchen war verbrannt.

Der kleine Schäfer gab die Ueberreste seinem getreuen Randonneau, der sie keineswegs verschmähte, und breitete frischen Teig auf der Pfanne aus. Während er damit beschäftigt war, hörte er draußen ein Geräusch.

Dem zweiten Fladen stand vielleicht dasselbe Schicksal bevor, wie dem ersten, denn Sulpice stürzte wie närrisch auf die Thür zu und riß sie weit auf. Randonneau konnte Ehren halber nicht umhin, seine behagliche Stellung zu verlassen und diensteifrig zu knurren. Die harmlosen, phlegmatischen Schafe sahen einander mit ihren großen Augen an und kauten noch lange mit demselben Vergnügen, obschon sie kein Gras mehr zwischen den Zähnen hatten.

»Komm, Vater, komm!« rief der kleine Sulpice in der Thür. »Geschwind komm! . . . Du wirst mich nicht mehr auf den Arm nehmen, denn ich bin groß geworden. Lieber Vater, ich erkenne deinen Gang . . . . Du trägst keine Holzschuhe!«

»Dein Vater kommt noch nicht,« antwortete Toto Gicquel, indem er seine Holzschuhe wieder anzog.

Sulpice stampfte verdrießlich mit dem Fuße.

»Ich hatte Dich vergessen,« sagte er; »ich brauche Dich diesen Abend nicht.«

Wir wissen, daß der arme Monteur den kleinen Schäfer zu ersetzen pflegte, während dieser in dem untern Herrenhause das Töchterlein Magdalenens wiegte. Sulpice war über das Ausbleiben seines Vaters sehr verdrießlich, sonst würde er seinen Freund Toto nicht so empfangen haben.

Aber Toto war zu gutmüthig, um den kalten Empfang übel zu nehmen. Er trat in die Hütte und schloß die Thür

hinter sich. Randonneau räumte ihm zögernd und unwillig seinen Platz am Feuer ein. Toto setzte sich auf den einen der beiden Holzblöcke und stützte den Kopf auf beide Hände.

»Was fehlt Dir?« fragte ihn der kleine Sulpice, der seine üble Laune schon bereute; »bist Du böse auf mich?«

»Nein, nein,« antwortete Toto; »es ist nicht meine Schuld, daß ich nicht zur gewöhnlichen Stunde gekommen bin.«

»Ich sage Dir ja, daß ich Dich nicht brauche, Alter. Ich hätte die kleine Irene nicht wiegen können, wenn Du auch seit zwei Stunden hier wärst . . . Ich erwarte den Vater.«

»So wahr ich lebe,« murrte Toto, »mehr als Einer wird an diese Nacht denken!«

Er richtete sich auf und Sulpice trat erschrocken zurück.

»Mein Gott!« sagte er, »wie blaß siehst Du aus!«

»Ich komme auch nicht von der Hochzeit,« erwiederte Toto Gicquel, der an allen Gliedern zitterte, obgleich er dicht am Feuer saß.

»Armer Junge, Du hast das Fieber!« sagte Sulpice auf ihn zutretend.

Toto schüttelte den Kopf.

»Ich habe deinen Papa gesehen,« sagte er. »Großer Gott, welch eine Nacht!«

Sulpice stand mit offenem Munde.

»Hast Du mir üble Nachrichten zu melden?« stammelte er, und wurde noch blässer als der Monteur selbst.

»Ueble Nachrichten?« wiederholte der Letztere. »Wer kann wissen was geschieht . . . Der Patron Sulpice befand sich wohl, als ich ihn sah.«

»Wann hast Du ihn gesehen?«

»Vor einer Stunde.«

»Ist er nachher in Gefahr gekommen?«

Toto Gicquel antwortete nicht sogleich.

»Wer kann's wissen,« antwortete er, sich mit der Faust vor die Stirn schlagend. »Es gehen Dinge vor, bei denen mir der Verstand still steht . . . Der Patron hat dem armen Bijou Hafer gegeben und ist fortgeritten . . .«

»Wohin?« unterbrach ihn der kleine Sulpice, dessen kluges, ernstes Gesicht mit den verstörten Zügen des Andern contrastirte.

»Ins Schloß mochte er nicht gehen,« sagte Toto, statt zu antworten. »Die Leute, die jetzt dort hausen, sind ihm nicht gut . . . Ich will Dir Alles sagen, Kleiner, denn Du bist gescheidter als ich, und kannst mir vielleicht sagen was zu thun ist.«

»Sage mir Alles,« erwiederte der Hirt, der neben ihm Platz nahm.

Der Monteur von Frehel besaß kein bedeutendes Rednertalent; aber es gelang ihm doch, sich klar und verständlich auszudrücken. Heute indeß tanzten und hüpften seine Gedanken so bunt durcheinander, daß es an seiner Sprache zu merken war.

»Denke Dir,« sagte er, »Alle, sammt und sonders, machen Jagd auf die siebenhunderttausend Francs . . .«

»Was für siebenhunderttausend Francs?« fragte Sulpice.

»Laß mich nur ausreden! . . . Siebenhunderttausend Francs! Hast Du so etwas schon gesehen? . . . Ich war drüben, als die Grünröcke auf den Marquis Anton schossen . . . Jean der Quacksalber lachte wie ein Heide.«

Er nahm seine wollene Mütze ab und strich mit der Hand über die Stirn.

»Das war gut,« fuhr er fort in der Manier der Spinnstubengeschichten. »Höre nur weiter . . . Der große Rostan wollte nicht mit der Morgatte gehen, denn er hat noch ein klein wenig Herz. Sie sagte zu ihm: Deine Magdalena ist ja nicht ganz allein, sie hat Victoria . . . Du mußt wissen, Magdalena ist diese Nacht in Kindesnöthen, und der große Rostan sagte: sie hat nur die alte, stocktaube Renotte... Aber die Morgatte weiß wohl, daß Magdalena zu dieser Stunde andere Gesellschaft hat...«

»Victoria!« sagte der kleine Sulpice.

Toto Gicquel zog einen gestreiften Leinwandfetzen aus der Tasche und wischte sich die Augen.

»Der Wind singt keine Litanei!« sagte er, bitterlich weinend. »Ich wollte kein Wort von der armen Victoria sagen . . . ich glaube, Du hattest sie noch lieber als ihre Schwester Magdalena.«

»Sie sind mir beide gleich lieb . . . weiter!«

Der Hirt sah Toto mit forschenden Blicken an.

»Ich träumte, sie sey todt,« stammelte Toto, die Augen niederschlagend.

Sulpice stand auf.

»Todt,« wiederholte er. »Victoria todt! . . . Weiß mein Vater darum? . . . Aber wie sollte das gekommen seyn? Bist Du verrückt?«

»Was würde mir daran liegen?« erwiederte Toto; »desto besser, wenn ich verrückt bin!«

»Aber warum sagst Du denn, Victoria sey todt!«

»Ich bin betrunken, Kleiner, und habe keinen Tropfen über meine Lippen gebracht.«

Er stieß die Feuerbrände mit dem Holzschuh zurück. Dem kleinen Sulpice wurde unaussprechlich bange zu Muth; seine Hände wurden eiskalt und der Puls schlug heftig in seiner glühend heißen Stirn.

»Das wollte ich Dir eigentlich nicht sagen,« fuhr Toto Gicquel nach einer Pause fort. »Du hast mich nicht ausreden lassen. Jetzt weiß ich gar nicht mehr was ich sagen soll . . . Wo war ich denn? . . . Ja, richtig, ich kam auf den Gedanken, zum Strande hinunter zu gehen und zu der Schaluppe zu schwimmen, in welcher mein Vetter Roblot deinen Vater und den Marquis erwartet.«

»Die Zollwächter sind ja am Strande,« entgegnete Sulpice. »Die Brüder Jolyot haben eine Ladung Porzellan und Spitzen auszuschiffen versucht . . . Hast Du das Schießen nicht gehört?«

»Die Ohren klingen mir noch davon . . . aber es wird noch mehr Pulver verknallt werden, ehe es Tag wird.«

»Was wolltest Du denn bei Roblot?«

»Er sollte mir ein Mittel ausfindig machen, deinen Vater und den Marquis zu retten«

Der kleine Sulpice verlor keinen Augenblick seine Besonnenheit; der Eindruck, den diese Worte auf ihn machten, war nur durch eine fliegende Röthe, der alsbald wieder die vorige Blässe folgte, zu bemerken.

»Beruhige Dich, mein Junge,« sagte er entschlossen; »Du hast mir noch nicht gesagt, was mein Vater zu fürchten hat.«

»Habe ich Dir's denn nicht gesagt?« erwiederte Toto erstaunt. »Dein Papa soll ja die siebenhunderttausend Francs bringen.«

Sulpice wäre ihm gern wieder ins Wort gefallen, aber er fürchtete den Gedankenfaden wieder zu zerreißen. Er schwieg. Der Monteur fuhr fort:

»Sie hat alle Teufelskünste aufgeboten, um den großen Rostan mit ins Schloß zu nehmen. Er sagte zu ihr: Ich will nur mein Gewehr nach Hause tragen. Sie aber antwartete: Ohne dein Gewehr könnte ich Dich nicht brauchen.«

»Die Morgatte?«

»Wer denn sonst? . . . Sie waren Beide im Walde . . . Die Morgatte schwatzte von Jean Touril und seinem Topf voll Thalern. Rostan pfeift aus dem letzten Loch . . . Jetzt fällt mir ein,« setzte er plötzlich aufstehend hinzu, »ich hätte ihnen nachgehen sollen; denn nur im Schlosse kann man erfahren, wozu die Morgatte Rostans Doppelflinte brauchen will.«

Sulpice zog rasch seine Jacke an. Er sah mitten in dem trüben Gewölk einen Lichtschimmer.

»Bleib hier,« sagte er gebieterisch, »lösche die Kienfackel aus und verhalte Dich mäuschenstill . . . Wenn die Grünröcke anklopfen, so gib keine Antwort . . . Wenn der Vater kommt, wenn er früher kommt als ich, so schließe die Schäferei zu und geh voran, damit ihm der Weg zum Strande frei bleibe . . . Ich werde Sorge tragen, daß dem Marquis kein Unglück begegne, denn der Vater würde mir's nicht verzeihen, wenn ich hier bliebe und die Hände in den Schooß legte . . . Du mußt mir für den Vater bürgen.«

»Wo willst Du hin, Kleiner?«

»In das Schloß.«

Er eilte auf die Thür zu. Randonneau wollte ihm folgen.

»Binde ihn an,« sagte Sulpice zu dem Monteur und ging fort.

Zum Glück hatte Toto Zeit genug gehabt, dem ungeduldig bellenden Hunde das Halsband anzulegen. Sulpice klopfte ans Fenster und seine Stimme brachte Randonneau zur Ruhe.

Die sechs Lieblingsschafe kauten ganz gemüthlich fort. — Toto löschte die Kienfackel aus und setzte sich wieder auf den Holzblock ans Feuer.

In wenigen Minuten war der Schäfer von Tréguz in dem Dickicht, wo Rostan mit der Morgatte gesprochen hatte. Er war freilich noch ein Knabe, aber sein Geist war schon stark. Die Einsamkeit hatte die angeborne Kraft und Entschlossenheit seines Charakters rasch entwickelt.

Unterwegs sann er nach. — Die Morgatte und der große Rostan hatten leichtes Spiel gegen einen Geächteten; aber Beide hatten nicht ganz dasselbe Interesse. Für Rostan war es genügend, daß der Nachlaß der alten Marquise in Frankreich blieb. Nach dem Gesetz blieb der bürgerlich Todte von der Erbschaft ausgeschlossen, und das Vermögen fiel den Seitenverwandten zu. Magdalena und Victoria mußten erben, und Rostan wurde wieder weich.

Aber die Morgatte! Ihr lag wenig daran, ob das Vermögen der Marquise nach England ging, oder den beiden Töchtern des Grafen zufiel.

Wie wollte sie es anfangen, einen Mann, der warten und sich jeder Mitwirkung enthalten konnte, zum verbrecherischen Werkzeuge zu machen?

Ein Knabe mag immerhin klug und frühzeitig entwickelt seyn, von der Zauberkraft der Leidenschaft hat er fast nie eine Ahnung. Hier wäre vielleicht ein Mann eben so rath-

los und unschlüssig gewesen, wie der Knabe, denn es war allgemein bekannt, daß Rostan, trotz seiner ausschweifenden Lebensweise, seine Gattin Magdalena zärtlich liebte.

Der kleine Sulpice fühlte sich trauriger, beklommener, als er das Schloß vor sich sah. Ein kalter Schauer überlief ihn. Es war eine Leiche in dem großen, öden Gebäude; er dachte sich die tiefe Stille, die Reihe von düstern Zimmern, die stummen Diener in der Hausflur, wo vielleicht schon der Sarg stand.

Auf der Haupttreppe brannten Wachskerzen, das Weihwasser war in einem silbernen Gefäß aufgestellt; — in dem Sterbezimmer, das weiß mit schwarzen Sternen ausgeschlagen war, brannten ebenfalls viele Kerzen.

Er bedurfte seines ganzen Muthes, um weiter zu gehen. Er war ein Bretagner, und auf das Volk in der Bretagne machen die Leichenfeierlichkeiten immer einen tiefen Eindruck. Darin liegt der Grund, daß die Localpoesie fast nur Trauerlieder hervorgebracht hat.

Sulpice stand unwillkürlich still, als er durch die Baumzweige die erleuchteten Fenster des Schlosses erblickte.

Das Schloß Maurepar war ein großes, massives Gebäude, das aus dem sechzehnten Jahrhundert stammte, aber nach und nach an Ausdehnung gewonnen hatte, wie die Familie Rostan selbst, und in seinen verschiedenen Theilen den Baustil von fünf oder sechs Epochen erkennen ließ. Die Flügel waren im Verhältniß zu dem Hauptgebäude außerordentlich groß. Im Erdgeschoß dieser geschmacklos zusammengewürfelten Steinmassen herrschte der gothische, im ersten Stockwerke der Renaissancestyl vor.

Seit dem Ende der Regierung Ludwigs XV. war die Familie Rostan immer mehr und mehr in Verfall gekommen.

Nach der Revolution war sie begütert, aber sie hatte ihren Platz unwiderruflich unter dem Landadel bekommen.

Im Jahre 1820 ließ man die Seitenflügel unbewohnt, und die Familie beschränkte sich auf das Hauptgebäude.

So war es bis zum Tode der verwitweten Marquise. — Es waren daher nur die Fenster des Hauptgebäudes erleuchtet, als Sulpice ankam. Er schlug ein Kreuz, dann faßte er einen herzhaften Entschluß und trat ganz aus dem Walde hervor.

Vor dem Schlosse war ein mit Weiden bepflanzter Anger, der an den zum Theil verschütteten Graben stieß. Dann kam man an das Gitterthor.

Sulpice bemerkte sogleich, daß das Gitterthor offen war. Er glaubte im Innern ein verworrenes Geräusch zu hören. Es konnte wohl nur der Todtengesang seyn, und gleichwohl würde er geschworen haben, daß hinter den geschlossenen Fenstern laut gelacht wurde.

Sulpice ging über den Anger. Auf dem weichen Rasen waren seine Fußtritte nicht zu hören, trotzdem aber ging er vorsichtig weiter. Am Gitterthor stand er zum zweiten Male still. Seine Verzagtheit nahm zu und er begann zu bereuen, daß er sich heimlich in das Sterbehaus schlich.

»Gute alte Dame,« flüsterte er zur Beschwichtigung seines Gewissens, »ich will Denen, die Dir im Leben theuer waren, einen Dienst erweisen.«

Jetzt konnte er sich nicht mehr täuschen; im Erdgeschoß wurde gelacht und gesungen; an den Fenstern sah man toll vorüberhüpfende Schatten. Es wurde getanzt!

Als Sulpice über den öden Hof ging, that sich plötzlich die Thür auf und ein Mann im geistlichen Ornat eilte die Außentreppe herunter.

Sulpice erkannte den Neffen des Pfarrers von Plouesnon, der Subdiaconus in dem Pfarrbezirke war.

»Sie bleiben nicht bei der seligen Marquise, Herr Vincent?« fragte Sulpice.

»Gott behüte uns!« antwortete der junge Geistliche, der an allen Gliedern zitterte. »Geh nicht hinein, Kleiner, es ist das Haus des Dämons!«

Er lief davon, ohne sich länger aufzuhalten.

Im Erdgeschoß bewegte sich ein Licht von einem Ende zum andern.

In der Hausflur stimmte ein Chor von trunkenen Stimmen das »Dies irae« an.

X.

Es kostet nichts.

In einem Lande wie die Bretagne, wo die Religion eine große Gewalt ausübt, sind Frevel und Gottlosigkeit seltener, aber auch empörender, ruchloser, als in Gegenden, wo Unglaube, oder auch nur Gleichgiltigkeit gegen religiöse Angelegenheiten herrscht. Niemand ist so frech in der Verhöhnung des Heiligsten, als ein gottloser Mönch oder ein lasterhafter Frömmler.

Dante hat ihnen einen der ersten Plätze in der Hölle angewiesen.

Man denke sich zu Paris ein tolles Gelage von Bedientenvolk in einem Sterbehause. Die Sache geht keineswegs über die Grenzen der Wahrscheinlichkeit hinaus. Dies ruchlose Gesindel sitzt bei dem Wein, den es aus dem Keller gestohlen, und singt den »deutschen Rhein,« oder ein

Lied von Béranger, Dupont, Debraux oder Nadaud, — vielleicht von Louise Puget, — kurz, es wird gesungen. Warum sollten sie auch einen Choral singen? Die Kirche weiß ja nichts von ihnen.

In der Bretagne hingegen steht der Gottlose als unwürdiger Sohn der Kirche vor Aller Augen gebrandmarkt da. Wer dort mit den Füßen in den Schlamm tritt, sinkt bis über die Ohren hinein; zumal auf dem Lande, weil die Landleute frömmer sind als die Städter. Die rohen Bauern, die sich so vor dem Teufel fürchten, können die gotteslästerlichen Reden nicht unterlassen, wenn sie betrunken sind.

Ueberdies läßt sich nicht verkennen, daß die Ausschweifungen je nach den örtlichen Verhältnissen eine mehr oder minder grelle Gestalt annehmen. Eine Gesellschaft von Zechern, die sich in einer Schenke zusammen findet, wird nie in so große Tollheit und Ruchlosigkeit ausarten, wie ein wüstes Gelage an einem anständigen Orte oder zu einer feierlichen Stunde. Dies ist das Gesetz der Reaction.

Wir haben bereits gesagt, daß die Morgatte nicht einen einzigen ehrenhaften Diener im Schlosse Maurepar gelassen hatte. Die ganze Dienerschaft, die in dieser Nacht einen so abscheulichen Lärm machte, war zusammengelaufenes Gesindel.

Sie tanzten, um die düstern Gedanken zu vertreiben, sie tranken, um die üble Laune zu ersäufen, sie sangen das »Libera« mit großer Heiterkeit, und fanden den Spaß ganz köstlich.

Als der Neffe des Pfarrers die Flucht nahm, brach das Gesindel in ein lautes Gelächter aus.

»Endlich sind wir Herren im Hause!« frohlockte der Küchenjunge Loupin.

»Lichter in den Speisesaal!« befahl Rieul, der Bratenwender.

»Lichter in den Salon!« gebot Loiseau, der Stiefelputzer.

Fanchon, die Kuhmagd, sagte:

»Ich habe genug Extrawein getrunken, bringet einen Krug Cider!«

»Wie nennt man doch das Ding,« fragte Susette, eine ziemlich schwarzäugige Cancalesin, — »das in der großen silbernen Suppenschale lichterloh brennt? Es wird aus Branntwein, Zucker und Citronen gemacht und in einem fort umgerührt ...«

»Punsch!« antwortete der Kammerdiener Lapierre, »wir wollen Punsch machen!«

»Nein, Glühwein!«

»Beides!«

»Und Thee hinein ... und Kaffeh und Zimmt!«

»Es kostet ja nichts!«

Susette bot dem Kammerdiener eine Prise in einer prächtigen Dose, die zur Zeit Ludwigs XV. gewiß am Hofe gewesen war.

Es kostete nichts. Die Tabakdose stach übrigens gegen die Toilette der Jungfer Susette nicht allzu sehr ab. Susette war prächtig aufgedonnert; auf einem Maskenballe in Paris würde sie Furore gemacht haben.

Auch Loupin und Rieul und Loiseau hatten ihre Bratenröcke angezogen, um dem eleganten Monsieur Lapierre nicht nachzustehen. Eben so hatten sich Fanchon und Jungfer Catiche, die Nähterin, und die Köchin Louison Clanchel und die ernste Madame Rio, welche die Aufsicht über die Wäsche führte, in ihren Sonntagsstaat geworfen.

Susette trug ein apfelgrünes, mit gestickten Blumen übersätes Seidenkleid, das sie der Bequemlichkeit halber vorn aufgesteckt hatte, so daß von ihrer Schürze nur ein Zipfel zu sehen war. Louison trug auf ihren breiten Schultern einen indischen Kaschmir; es war einer der ersten Shawls, die aus dem Lande der Hindu nach Frankreich herüber gekommen waren. Die Schwester der Marquise, die mit einem Labourdonnaye vermält war, hatte ihn unter der Minderjährigkeit Ludwigs XVI. direct von der Insel Bourbon erhalten.

Jungfer Catiche trug eine »Frileuse« oder wattirten Ueberrock von taubengrauem Atlas, mit fünf Cichorienguirlanden. Sie hatte durchbrochene Strümpfe angezogen, und da ihre großen Füße für die in der Garderobe befindlichen aristokratischen Schuhe nicht geschaffen waren, so tanzte sie in Holzschuhen.

In dieser Verlegenheit befanden sich übrigens fast alle weiblichen dienstbaren Geister. Susette allein tanzte in Socken, welche die alte Marquise im Winter über den Schuhen getragen hatte.

Außer der Nähterin und respective Flickerin Catiche gab es auf dem Meierhofe noch eine Buttermacherin Catiche und eine Stallmagd Catiche. Die meisten häßlichen Mädchen heißen Catiche im Departement der Nordküste.

Madame Rio, die Wäschebewahrerin, hatte sich mit einer Spitzenhaube, einem Spenser von Poult de soie, einem kirschrothen Sammtrock und einer Pelzmantille aufgeputzt. Sie sah natürlich ungeheuer nobel aus. Madame Rio war eine kleine, dürre Person, die in einem zweideutigen Logirhause zu Saint-Brieuc schlechte Geschäfte gemacht hatte.

Es kostete nichts. — Loupin und Rieul brüsteten sich in modernen Fracks; Rieul war nußbraun, Loupin corbeau-grün. Der Küchenjunge trug ein Hemd mit Busenstreif; der Bratenwender hatte um seinen schmutzigen Hals eine schneeweiße Cravate geschlungen. Der Stiefelputzer Loiseau zeigte mit Selbstgefühl seine knorrigen Beine, die in strohgelben kurzen Hosen und weißen Strümpfen steckten.

Der Stallknecht Loiseau, denn es gab zwei Loiseau, wie es drei Catiche gab, paradirte in einer vollständigen Schiffscapitänsuniform, die dem seligen Grafen Rostan du Bosq gehört hatte.

Monsieur Lapierre war wundervoll anzuschauen. Er trug einen Gallafrack von hochrothem Sammt mit Achatknöpfen, die mit echten Perlen besetzt waren; dazu das große Band des Heiligengeistordens, den Ludwig XVI. einst dem Marquis von Maurepar, Gouverneur von Saintange, gegeben hatte. Es kostete nichts.

Alle waren ziemlich stark benebelt, die weibliche Dienerschaft noch etwas mehr als die Männer.

Vormals befanden sich im Schlosse Maurepar zwei Respectspersonen: der Intendant Rouyer, der nicht ganz ein Spitzbub war, und der Caplan Saulnoy, ein sehr achtbarer Mann. An die Stelle des Intendanten trat Asträa, die seit einem Jahre mit weit mehr Ersparniß die Rechnungen führte. Der Caplan hatte im Pfarrbezirke eine Anstellung bekommen. Asträa war daher die einzige Person, die einigermaßen in Ansehen stand.

Asträa fand es ihrem Vortheile angemessen, der Dienerschaft von Maurepar eine lustige Nacht zu bereiten. Sie hatte den Kellerschlüssel auf den Küchentisch geworfen und

dadurch das Zeichen zu dem tollen Gelage gegeben. — Der Wein hatte den zur Plünderung nöthigen Muth gemacht.

Jetzt ging's hoch her in dem »eroberten« Hause. Ich weiß nicht ob das unerwartete Erwachen der Verstorbenen die kühnen Sieger in die Flucht gejagt hätte.

Die Küche war leer, die Thür stand weit offen, wie das Gitterthor. Alle Eßwaaren, Schinken, geräucherte Zungen, Wildpretpasteten, eingesottene Früchte hatte man in den Speisesaal geschleppt. Die ehrwürdigen bestaubten Flaschen hatten ihre alten Plätze im Keller verlassen und waren zwischen Ciderkrügen und Branntweinfäßchen aufgepflanzt. Der Küchenjunge soff Chambertin aus großen Humpen und der feurige Chateau-Laroze befeuchtete den unwürdigen Gaumen des Bratenwenders. — Der Stiefelputzer Loiseau bereitete sich ein specielles Getränk aus Cider, Branntwein und Johannisberger, den der Fürst Metternich nach der Dresdener Conferenz dem verstorbenen Marquis zum Geschenk gemacht hatte.

Der verstorbene Marquis war ein Freund des verbannten Ludwig XVIII. gewesen.

Der Stallknecht Loiseau trank lieber Champagner, aber nur mit Branntwein. Monsieur Lapierre, der mehr an aristokratische Sitte gewöhnt war, trank einen Medoc.

Kein Chemiker wäre im Stande, die wundervollen Mischungen zu beschreiben, die von den drei Catichen, der dicken Fanchon und fünf oder sechs anderen Dirnen, deren Namen für den Historiker ein Geheimniß bleiben werden, in beträchtlichen Quantitäten getrunken wurden. Susette schwärmte für Rosoglio und Madame Rio schlürfte abwechselnd Anisette und Curaçao.

Dabei rauchte die ganze Sippschaft beiderlei Geschlechts wie bei einem Schmause der Pariser Studenten und Grisetten.

Der Speisesaal war hoch und geräumig, und nahm sich mit seinen getäfelten Wänden gar stattlich aus. In den beiden großen Glasschränken glänzte das Silberzeug mit dem Wappen des Hauses Rostan. Dieses Wappen war ein goldenes Feld mit einem grünen gebogenen Schilfrohr und der Umschrift: »Tant chêne, roz tant!« *)

Ueber den vier Thüren des Speisesaales waren Gemälde von Couëfour, einem bretagnischen Meister, den Jouvenet ausbildete, als er den großen Saal im Justizpalast zu Rennes malte.

An den Wänden prangten Jagdtrophäen. An der östlichen Wand war ein großes Crucifix von Ebenholz befestigt.

Die Herren von Rostan waren ehrenwerthe, biedere Edelleute gewesen: gut gegen die Schwachen, hart gegen die Starken, gastfrei wie echte Cavaliere, mildthätig wie wahre Christen.

Im Speisesaal zu Maurepar waren stattliche Festlichkeiten abgehalten worden. Im Jahre 1793 war das Schloß verschont geblieben. Heute wurde es durch die ersten Ausschweifungen entweiht.

»Jetzt ist's genug mit dem Libera!« schrie der Stallknecht Loiseau. »Singen wir »die lustigen Bursche von Locminé!«

Der Stiefelputzer Loiseau war nicht dieser Meinung.

*) »Das Rohr ist so stark wie die Eiche.« Nach der Fabel ist das Rohr stärker.

»Nein,« sagte er, »Fanfan = la = Tulipe« müssen wir singen.«

»Tanzen wir lieber,« meinte Monsieur Lapierre, der flink auf den Füßen war.

»Was sollen wir tanzen?« fragte Catiche, die Flickerin.

»Die Litra, Du einfältiges Ding!« erwiederte Fanchon, die Stallmagd.

»Warum nicht die Saboteuse?« fragte Catiche, die Buttermacherin.

»Wir wollen essen!« entgegnete Catiche Nr. 3.

»Und trinken!« setzte der Bratenwender Nieul hinzu.

Es fiel nun der ganzen Sippschaft auf einmal ein, daß man noch nicht handgemein geworden war. Dies war indeß das Hauptvergnügen. Die Augen funkelten, die Stimmen wurden lauter und erbitterter. Jeder verfocht sein Lieblingslied, seinen Lieblingstanz.

Mitten in dem Tumulte sang der Küchenjunge Loupin das Libera mit einer Grabesstimme und tunkte Schinkenschnitten in sein Glas.

Die beiden Loiseau standen wankend auf.

»Du willst nicht, daß wir »Fanfan = la = Tulipe« singen?« sagte Loiseau, der Stiefelputzer.

»Du willst nicht, daß wir »die lustigen Bursche von Locminé« singen?« entgegnete der Stallknecht Loiseau.

Und ohne die gegenseitige Antwort abzuwarten, stürzten sich die strohgelben Hosen mit Todesverachtung auf die Schiffscapitänsuniform.

»Nur frisch darauf!«

Sofort bildeten Fanchon, die drei Catiche, Tiennette, Juliette, Perrine, zwei feindliche Parteien, deren eine für den pittoresken Charaktertanz, die andere für die anspruchlose

Saboteuse einstand. Wie muthige Amazonen rückten sie gegen einander, und der Kampf begann. Das Blut floß auf die gestohlenen Halstücher und sogar einige wackelige Zähne fielen auf den getäfelten Fußboden.

Sogar der Fresser Nieul wurde mit den Trinkern handgemein. Diese beiden abweichenden Meinungen konnten sich indeß durch gegenseitige Zugeständnisse leicht vereinigen, aber die Erbitterung hatte bereits einen zu hohen Grad erreicht. Es war nicht geheuer in dem alterthümlichen Saale, denn die Krüge und Flaschen begannen in verschiedenen Richtungen zu fliegen. Madame Rio und Susette, die sich auf dem allgemeinen Kampfplatz nicht compromittiren mochten, begaben sich in das Vorzimmer, um ihren Strauß unter vier Augen auszufechten. Loupin hörte auf sein Libera zu brüllen, weil ihm eine Porzellanschüssel ins Gesicht flog.

Die Schilderung ländlicher Sitten erhebt das Gemüth und verjüngt das Herz.

In der That, das Gelage bedurfte nur dieser kleinen Anregung, um neuen Reiz zu bekommen. Als man sich höchstens eine Viertelstunde geprügelt, sanken die Kämpfenden einander tief gerührt in die Arme. Es wurde ein aufrichtiger ewiger Friede geschlossen. Jeder wusch seine Beulen und Wunden mit Rum; es kostete ja nichts. Den Mädchen kam es auf eine Hand voll Haare und einige Zähne nicht an. Alle Gläser wurden gefüllt, die mißhandelten seidenen Kleider in der Eile wieder in eine anständige Verfassung gebracht, und es wurde sofort gejubelt, daß die Fenster zitterten.

Eine der Anwesenden begann auf einer Geige zu kratzen. Alle Armleuchter des Salons brannten. Das tolle Gelage bekam einen etwas freundlicheren Anstrich. Die Tänzerpaare fanden sich zusammen. Loupin und die beiden Loiseau theilten

sich in die drei Catiche, Nieul nahm die Fanchon in Beschlag. Die „Chapeaux," welche sich Tiennette, Juliette und Perrine zu Tänzerinnen erkoren, hießen Pelo, Nicole und Josson. Monsieur Lapierre bat mit zierlichem Anstande um die Hand der Jungfer Susette, und Madame Rio eroberte einen schmucken fünfzehnjährigen Burschen, der ihr einen willkommenen Anlaß gab, sich in der Schalkhaftigkeit zu üben.

Hier waren die echten Tänzer zu sehen! Wer den Dirnen gefallen will, muß einen Katzenbuckel machen und tüchtig mit den Fersen stampfen. Ohne Lärm ist das Vergnügen nicht vollkommen. Und wer an einem Freunde vorbeitanzt, stellt ihm ein Bein unter. Das ist der wahre Spaß! Je mehr Tänzer zu Boden fallen, desto schöner ist die Unterhaltung. Einem vornehmen Ball sieht man mit Naserümpfen und mitleidigem Achselzucken zu — weil es dabei keinen Spaß gibt.

Im Salon war eine lange Reihe von Familienporträts. Alle Rahmen waren oval und von gleicher Größe. Zwischen zwei männlichen Porträts sah man immer das Gesicht einer Dame. Es war wie an einer wohlgeordneten Tafel, wo bunte Reihe gemacht wird.

Die Anzüge wechselten je nach der Mode einer jeden Zeit, aber die Gesichter blieben ziemlich dieselben. Die ältesten Ahnherren waren im Harnisch. Aimé Rostan du Bosq, der den ersten Kreuzzug mitgemacht, eröffnete den Zug mit seiner Gemalin Yolante de Goulaine; dann kam sein Sohn Anton, der durch seine Gemalin Reine-Porsoët ein Bundesverwandter der Herzoge von Bretagne geworden war. Hier sah man unter anderen auch Anton III., Zeitgenossen Bertrands du Guesclin. Diese alten Bildnisse wa-

ren sehr geschwärzt und hatten kaum noch lesbare rothe Inschriften.

Der Rostan, der das Costüm Franz I. trug, war bereits Graf. Neben ihm war ein leerer Rahmen, an welchen sich eine Geschichte knüpfte. Die Gräfin Anne von Rostan war am Hofe zu Paris gewesen. Der ritterliche König hatte sie schön gefunden. Die Barone der Bretagne verstanden in Ehrensachen keinen Scherz.

Der letzte Rostan, der den Namen Aimé führte, folgte dem Grafen von Provence in die Verbannung und wurde dessen Gesandter am österreichischen Hofe. Die verwitwete Marquise, deren Leichenbegängniß in so lustiger Weise abgehalten wurde, war seine Gemalin.

Sie war hier zu sehen in dem schönen ovalen Rahmen, dessen Vergoldung neben den übrigen ganz neu zu seyn schien. Sie trug im Porträt das apfelgrüne Seidenkleid mit eingestickten Blumen, welches sich Jungfer Susette für diesen festlichen Abend zugeeignet hatte. Neben ihr, auf einem Armsessel, war das Conterfei des prächtigen Kashmirshawls zu sehen, der in diesem Augenblicke die breiten Schultern der Köchin Louison Clanchel bedeckte.

Diese Louison Clanchel haben wir bisher nur flüchtig erwähnt. Monsieur Lapierre schwankte zwischen ihr und Susette. Susette war jünger, aber Louison substantieller.

Die Marquise hielt — im Porträt nemlich — eine Rose in der Hand. Die Rose wurde unter die Nase gehalten, wahrscheinlich um zu zeigen, daß die Lippen der Dame noch rosiger waren als die Rose.

Alle übrigen Damen, von der verwitweten Marquise bis zu Yolante hinauf, hatten ebenfalls eine Rose in der Hand. Je weiter man in der Reihe der Bildnisse zurückging,

desto blässer waren die Rosen und die Lippen, aber bei Allen waren die Lippen röther als die Rosen. Man sieht, die Porträtmaler verstanden schon in den alten Zeiten zu schmeicheln.

Alle Rosen standen kerzengerade auf den Stengeln; alle Ahnfrauen hielten den Kopf gerade, ihre Stirn war heiter, ihr Mund lächelte. Man erkannte in ihnen die würdigen Lebensgefährtinnen jener Krieger, die sich, vom ersten bis zum letzten, auf den braunen Griff ihres Schwertes stützten.

Der Salon war groß. Er hatte vier gothische Fenster, welche die Aussicht in den Schloßhof boten. Die Wände waren weiß mit goldenen Leisten, welche über jedem Porträt durch ein emaillirtes und vergoldetes Wappen unterbrochen wurden.

Der Plafond hatte sechzehn Felder auf himmelblauem Grunde, und trug drei große Kronleuchter mit Wachskerzen, die sich in dem blanken getäfelten Fußboden spiegelten.

In dem Salon des Schlosses Maurepar waren alle diese Vermälungsfeste gefeiert worden. Der bretagnische Adel war hier oft versammelt gewesen. Mehre Töchter aus dem Hause Rostan waren mit Söhnen der souveränen Fürsten vermält worden; das Haus Rostan war nahe verwandt mit den berühmten Familien Rieux, Rohan, Avaugour, Dreux, Châteaubriand und La Houssaye.

Hier hatte nur feine Sitte geherrscht, nur zarte Liebespoesie die Zeit vertrieben. Dieser spiegelblanke Fußboden war nur von aristokratischen Füßen betreten worden, und an den Fenstern hatte man nur zärtliche Worte, dann und wann auch wohl eine Herausforderung zum Kampf geflüstert.

Schreiet und tobet nur, ihr rohen, ungeschlachten Gesellen! Hüpfet und springet, ihr plumpen Dirnen, und zeiget eure grobe, schmutzige Wäsche unter der rauschenden Seide und den feinen, durchsichtigen Spitzen! Niemand stört euch jetzt. Die Marquise steht nicht mehr auf, ihr Porträt kann nicht reden; ihre Ahnen, die euch zusehen, sind nicht im Stande, Ruhe zu gebieten. Geberdet Euch so toll, wie es euch gefällt! Es ist das erste Mal, daß dieser Fußboden mit Holzschuhen in Berührung kommt. Gleitet und fallet mitten unter lautem Gelächter; stehet auf, fallet von neuem . . . Und wenn ihr müde werdet, wischet euch den Schweiß mit dem Aermel ab. Die Marquisen machten's freilich nicht so, aber sie sind todt.

Seyd galant gegen die drei Catiches; beschenkt sie mit Rosen. Gestohlene Kleider tragen sie schon, ihr werdet dann drei lebende Porträts sehen.

Was für ein Unterschied ist denn zwischen dem Schiffscapitän an der Wand und dem Stallknecht Loiseau? Der tolle Bursche springt und schreit, und der Graf liegt sechs Fuß unter der Erde.

Loiseau, der Stiefelputzer, trägt die seidenen Beinkleider eines Marquis. Was ist ein solcher Marquis werth? Er ist längst eine Beute der Würmer geworden, und Loiseau kann noch tüchtig zechen.

Die Saturnalien sind so alt wie die Welt. Lachet doch, ihr vornehmen Damen, ihr edlen Herren und Ritter! Seht nur, wie von euren seit Jahrhunderten aufbewahrten Garderoben der Staub abgeschüttelt wird! Was liegt daran? Je toller je besser. Es ist ein Faschingsmummenschanz; wer sollte da nicht lachen?

Ueber dem Angenehmen wird jedoch das Nützliche nicht

vergessen; man tanzt die »Saboteuse,« aber in den Erholungspausen wird von Geschäften gesprochen.

»Was hast Du denn bekommen, Loiseau?«

»Ich bin zu spät dazu gekommen . . . Zwei silberne Bestecke . . . die Tasse des seligen Herrn . . . und einige Leinentücher . . . Und Du, Catiche?«

»Die Armleuchter aus dem Schlafzimmer, die Salzfässer, einige Siebensachen und eine Handvoll Thaler.«

»Willst Du's zu dem Meinigen thun?«

»Hast nicht genug, Loiseau?«

»Ich heirathe Dich, Catiche.«

»Nieul hat mehr bekommen.«

Nieul hatte sich einen Haufen Küchengeschirr, einige gestickte Fracks und den silbernen Weihkessel der Marquise zugeeignet. Loupin hatte mehr als Nieul, und Loiseau, der Stiefelputzer, noch mehr als Loupin erhascht. Es kostete nichts.

Es waren gute Partieen. Man riß sich um die Glücklichen. Aber Monsieur Lapierre hatte großartig operirt; nur Jungfer Susette und Louison konnten auf diese glänzende Partie Anspruch machen. Susette hatte in der kostbaren Dose ein Paar brillantene Ohrgehänge versteckt. Louison hatte außer dem aufgesparten »Korbgelde« einen ganzen Beutel voll Geld, das zu den täglichen Ausgaben bestimmt war, in Sicherheit gebracht. Monsieur Lapierre sann auf ein Mittel, sie alle Beide zu heirathen.

Es war eine förmliche Ehestandsversteigerung, ein Mädchen- und Junggesellenmarkt. An die aus der allgemeinen Plünderung hervorgehenden Gefahren dachte Niemand. Der rechtmäßige Besitzer der gestohlenen Sachen war ja ein Geächteter, die Diebe wurden daher unmittelbar durch das

Gesetz geschützt. Es waren freilich Magdalena und Victoria, aber Rostan war mit der Morgatte oben im Hause, und Rostan beklagte sich nicht. Es war eine im Stich gelassene Beute, ein gestrandetes Schiff, dessen Trümmer von den Wellen an die Küste getrieben werden.

Aber was machten der große Rostan und die Morgatte im obern Stockwerke? Was machte Jean Touril, der gegen zehn Uhr Abends ungehindert ins Schloß gekommen war? Die beiden Loiseau und mehr als eine Catiche hätten es gern gewußt, aber Monsieur Lapierre hatte die sehr vernünftige Antwort gegeben: Wir kümmern uns nicht darum, wenn sie uns in Ruhe lassen.

Und immerfort rasete die trunkene Rotte. Der groteske Ball wollte kein Ende nehmen... bis die tanzenden Paare niederfielen, um nicht wieder aufzustehen.

Aber die Kronleuchter brennen noch, denn es ist keine Hand da, um wenigstens den Schleier der Nacht über diese scheußliche Völlerei zu werfen.

Ende des ersten Theiles.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.